Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2 1/2 Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł.
Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie und die Monats-Bilderbeilage „Heimat und Welt".
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38
Postscheck-Konto: Warszawa (P. K. O.) Nr. 145 303 — Wien (Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. Lemberg) Nr. 105 664.
Lwów (P. K. O.) Nr 500 540 — Leipzig (Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. Lemberg) Nr. 45 762.

Folge 20 — Lemberg, am 14. Mai (Wonnemond) 1933 — 12. (26.) Jahr



Mutterglück!

Muttertag

Muttertag! Wie viel liegt in diesem Worte und wie wenige denken überhaupt daran. Besonders in der heutigen ernsten Zeit, die soviel Kummer und Sorge allen Menschen bereitet. Und dennoch, gerade in schweren Tagen wird es einem jeden von uns wohl, mit Dankbarkeit und in Ehrfurcht seiner Mutter zu gedenken. Viele werden uns einfach antworten, das sei ihre eigene persönliche Sache, in die ihnen niemand etwas dreinzureden habe. Gewiß ist es so. Wir glauben es, daß ein jeder seine Mutter ehrt, schätzt und liebt. Aber an diesem Tage soll alles seinen Ausdruck finden. Denn durch die täglich wiederkehrenden Sorgen und Arbeiten haben die meisten keine Zeit und vergessen, wie man es zeigt. Es genügt nicht allein die eigene Überzeugung, daß es die Mutter weiß. Dafür ist eben nach dem Kriege der Muttertag eingeführt worden. An diesem Tage soll alles ruhen und alle Gebete und Gedanken sollen nur der Mutter gelten. Wie glücklich ist ein jeder zu nennen, der noch eine Mutter hat. Er kann alles an diesem Tage seiner Mutter sagen und ihr danken für alle ihre Mühen und Kummer, die sie um seinetwegen bis nun hatte. Er kann ihr über das graue Haar streichen, die lieben, immer fleißigen und sorgenden Hände fassen und auf die Knie, die ihn geschaukelt haben, ein kleines

Geschenk, Blumen, ein Buch oder sonst eine Gabe, die die Mutter freut, hinlegen und ihr danken, danken und abermals danken.

Ist die Mutter an diesem Tage nicht zu Hause, dann weile im Geiste bei ihr und schmücke ihr Bild. Hast du deine Mutter verloren, gehe hinaus an das Grab, lege Blumen darauf und verrichte ein stilles Dankgebet. Geh, tu es! Es gibt eine Liebeskraft, die nicht mit Erdschollen zuzuwerfen ist. Sie lebt in dir, solange du willst, solange du selbst liebst. Ehre deine Mutter! — Und wenn dir die Mutter anderer begegnet, ehre deine Mutter in ihnen. Sieh die Fröhlichen, die auf das kleine Menschenwesen in dem Wagen blicken, das unter ihrer Pflege wächst. Sieh die Tapferen, die zur Arbeit gehen, damit ihr Kind Brot, Kleidung und Wohnung hat. Sieh die Altgewordenen und Müden. Kannst du etwas für sie tun, so tu es. Das will der Muttertag.

Aus Zeit und Welt

Feier für Witos

Warschau, 1. Mai. In Wierzchoslawice in Westgalizien ist gestern das 25jährige Jubiläum der parlamentarischen Tätigkeit des dreimaligen Ministerpräsidenten und Bauernführers Witos feierlich begangen worden. Zehntausende von Bauern der nahen und ferneren Umgebung hatten sich in Wierzchoslawice eingefunden und bildeten einen eindrucksvollen Festzug, in welchem Hunderte von Fahnen und Standarten getragen wurden. Fast sämtliche prominenten Politiker der Bauernpartei waren anwesend, und es lagen Glückwunschdepeschen von Korfanty, von General Haller, dem früheren Sejmmarschall Rataj, der tschechoslowakischen Agrarpartei und dem internationalen Parteibüro der grünen Front vor. Die Ruhe wurde nicht gestört.

Der Sowjetbotschafter bei Pilsudski

Marschall Pilsudski empfing gestern den Botschafter der Sowjets Owsiejenko in besonderer Audienz.

Eisenbahnfahrt soll billiger werden

Das Verkehrsministerium hat die Möglichkeit einer Herabsetzung des Personentarifs auf den Eisenbahnen erwogen. Wie es heißt, soll der Personentarif bei weiten Strecken von über 200 Kilometer von 25 bis 40 Prozent herabgesetzt werden.

Ruhiger Verlauf der 1. Mai-Feiern in Polen

Warschau, 2. Mai. Die 1.-Mai-Feiern sind in Polen im allgemeinen ruhig verlaufen. In Warschau fanden vier verschiedene Feiern statt, und zwar eine der P. P. S. C. K. W., eine der Revolutionsfraktion, eine Feier des Bund und noch eine Feier einer kleineren Organisation. Die politische Zerrissenheit der Arbeiterschaft trat dadurch besonders kraß zu Tage. Die Beteiligung an allen vier Feiern zusammen betrug etwa 18 000 Menschen. Auch in der Provinz verliefen die 1. Mai-Feiern durchaus ruhig.

Die Feier des 3. Mai

Alljährlich wird der 3. Mai vom polnischen Staat und seinen Bürgern besonders feierlich begangen. Heuer sind bereits 142 Jahre von diesem Tage vergangen, da die Konstitution am 3. Mai 1791 dem Volke gegeben wurde. Das war der Tag der feierlichen Freiheitsproklamation. Die Zeit, in der das Volk in verschiedene Kasten und Klassen geteilt war, sollte damit begraben sein. Gleiches Recht für alle, heißt es. — Lemberg war bereits am Tage vorher von dieser Jubelfeier ergriffen. Alle Häuser waren mit Fahnen geschmückt und verschiedene Musikkapellen zogen durch die Stadt. Am Mittwoch, dem 3. Mai, gleich in der Früh wurden die Einwohner Lembergs durch Salutschüsse und Militärmusik aus dem Schlafe aufgeweckt. Um 9 Uhr wurden in allen Kirchen Gottesdienste abgehalten. Um 10 Uhr fand ein Vorbeimarsch des Militärs in kompletter Feldausrüstung statt. Nach dem Militär gingen die Schützenverbände und die Jugendertüchtigungsgruppen (P. W.) der Burschen und der Mädchen, weitere Gruppen der Post-, Bahn- und städtischen Angestellten, die Polizei, Reserveoffiziere, Legionisten, die Verteidiger Lembergs, Invalidenabteilung usw. Im Theater fand eine Festaufführung statt, bei der die Spitzen der Behörden anwesend waren.

Wysocki bei Hitler

Berlin, 3. Mai. Das Wolff-Büro gibt folgende Nachricht: Der polnische Gesandte in Berlin, Minister Dr. Wysocki besuchte am 2. Mai den Reichskanzler. Die Unterredung, der auch der deutsche Außenminister v. Neurath beiwohnte, berührte politische Fragen, die sich auf die polnisch-deutschen Verhältnisse beziehen. Der Reichskanzler unterstrich entschieden den deutschen Friedenswillen und Respektierung der bestehenden Verträge. Außerdem äußerte Reichskanzler Hitler den Wunsch, beide Staaten mögen ihre gemeinsamen Interessen berücksichtigen und dieselben ohne Haß und Leidenschaft beurteilen und behandeln.

Die 11 Millionen Deutsche in Amerika planen eine Spitzenorganisation

In den Vereinigten Staaten leben etwa 11 Millionen Menschen deutscher Abstammung. Viele Distrikte haben vorwiegend deutschen Charakter. Dennoch konnten sie sich nicht diese Stellung verschaffen, die ihnen zukommt. Grund war, wie leider bei den meisten Deutschen, die Uneinigkeit. Erst die jetzige deutsche nationale Einheitsbestrebungen in Deutschland hat auch die Deutschen der Vereinigten Staaten dazu veranlaßt, diesem Beispiele zu folgen.

Das Bestreben der einigenden Kräfte bewegt sich dahin, die deutsch-amerikanische Konferenz zur Spitzenorganisation für ganz Amerika zu machen, sie zu einer Art Parlament des amerikanischen Deutschtums auszugestalten, das regelmäßig tagen und die „Regierung" wählen soll. Ferner soll eine besondere Propagandaabteilung geschaffen werden, deren Aufgabe es ist, im amerikanischen Volk für das deutsche Wesen zu werben. Insbesondere aber sollen die gewählten Vertreter mit der Regierung und den anderen in Frage kommenden Behörden Fühlung nehmen, um dafür zu sorgen, daß den deutsch-amerikanischen Bürgern mehr als bisher die politische Anerkennung und Gleichberechtigung in allen Zweigen der Verwaltung garantiert wird.

Ferner sollen in allen größeren Orten der Union Zweigstellen der Konferenz eingerichtet werden, die ein Register über alle dort wohnenden Deutschamerikaner anlegen und in allen Fragen als Auskunfts- und Bearbeitungsinstanz fungieren. Diese Büros sollen auch ständig wiederkehrende deutsch-kulturelle Veranstaltungen arrangieren, für die insbesondere auch unter der amerikanischen Bevölkerung Propaganda gemacht werden soll, um auf diese Weise deutsche Kultur noch mehr als bisher in das amerikanische Volk zu tragen.

Vorläufiges Handelsabkommen Deutschland - Chile

Berlin, Am Samstag, dem 24. April, wurde zwischen dem deutschen Gesandten in Santiago de Chile und der chilenischen Regierung ein Abkommen getroffen, nach dem sich ab 1. Mai 1933 beide Länder wieder die Meistbegünstigung gewähren. Nachdem die handelspolitische Atmosphäre zwischen Deutschland und Chile nunmehr gebessert worden ist, werden noch heute nachmittags in Berlin zwischen Vertretern der chilenischen Gesandtschaft und einer deutschen Abordnung Verhandlungen über den Abschluß eines vorläufigen Handelsabkommens, sowie eines Abkommens hinsichtlich des Zahlungs- und Verrechnungsverkehrs beginnen. Das letztere Abkommen hat den Zweck die in Chile eingefrorenen deutschen Guthaben wieder aufzutauen.

Rechtsrutsch bei den spanischen Gemeindewahlen

Madrid, Die am Sonntag, dem 24. April, abgehaltenen Gemeinde-Teilwahlen deren endgültige Ergebnisse allerdings erst Mittwoch vorliegen werden, scheinen ein starkes Anwachsen der Rechtsgruppen zu zeigen.

Polnisch-ungarische Austauschzüge zu den Stefan Batory-Feiern

Anläßlich der in diesem Jahr veranstalteten Feiern zum 400. Todestag des polnischen Königs und siebenbürgischen Herzogs Stefan Batory werden auf Bemühen der polnisch-ungarischen Gesellschaft zwischen Polen und Ungarn billige Austauschzüge verkehren. Ungarische Reisegruppen werden Krakau und Warschau besuchen, die polnischen Reisegruppen werden an der Eröffnung einer Stefan Batory-Ausstellung teilnehmen und die in Budapest aus diesem Anlaß veranstalteten Feiern mitmachen. — Ob ähnliche Austauschzüge anläßlich der Sobieskifeiern zwischen Polen und Österreich geplant sind, konnte bisher nicht in Erfahrung gebracht werden.

Weltwirtschaftskonferenz

London, 1. Mai. Der Organisationsausschuß für Vorbereitung der Weltwirtschaftskonferenz beschloß am Sonnabend die Einberufung der Konferenz zum 12. Juni. Als Auftakt der Konferenz wird Amerika einen Zollwaffenstillstand ankündigen.

Das Programm der Reichsregierung

Der Kanzler des deutschen Volkes sprach am 1. Mai abends vom Tempelhofer Feld zum gesamten deutschen Volke. In seiner groß angelegten Rede entwickelte er auch den Plan der Reichsregierung, was im Rahmen des großen Vierjahresplanes im ersten Jahre geleistet werden soll zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit und für Deutschlands Wiederaufbau.

Als wichtigste Aufgabe verkündete der Kanzler, das deutsche Volk müsse sich wieder in allen seinen Ständen und Schichten kennen, verstehen und achten lernen. Der politische Wahnsinn des Marxismus, der das Volk in Klassen gespalten hat, muß überwunden werden. Es wird schwer halten, die Frucht von siebzigjähriger Verhetzung zu vernichten, aber was Menschenhände aufgebaut haben, können Menschenhände auch wieder stürzen...

Die Tatsache, daß viele Millionen unseres Volkes keine Reichtümer sammeln können, ja noch nicht einmal soviel erwerben, daß sie einen sorglosen Lebensabend haben, muß die Gesamtheit des Volkes verpflichten, einer für den anderen einzustehen. — Die Städter sollen sich bewußt werden, daß sie nur aufbauen können auf des Bauern Arbeit; der Bauer und die Landbevölkerung sollen die Nützlichkeit des Arbeiters und des Bürgers erkennen. Der Sinn der Verkündung an diesem Feiertage der nationalen Arbeit ist, daß künftighin in Deutschland nur die Arbeit Maßstab ist; wer ihr dient, der ist Bürger und allein ein wertvolles Mitglied der deutschen Gemeinschaft.

Vor allem aber sollen in diesem Jahre dem deutschen Volke zwei Dinge gegeben werden: erstens Einführung der Arbeitsdienstpflicht. Durch die Arbeitsdienstpflicht soll das deutsche Volk wieder zur Achtung der Handarbeit erzogen werden. Jeder, ob reich oder arm, soll im Rahmen der Arbeitsdienstpflicht sich unterordnen und gehorchen und nicht nur die Arbeit, sondern auch den deutschen Arbeiter kennen lernen. Zweitens soll die Befreiung der schöpferischen Initiative von dem verhängnisvollen majorativen System erfolgen, wie im politischen Leben, so auch in der Wirtschaft.

Zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit sollen zwei große Gruppen privater Arbeitsbeschaffung dienen. Erstens: in ganz großem Umfange soll der deutsche Hausbesitz in Ordnung gebracht wer-

den. Das gibt, wenn getreulich durchgeführt, vielen Hunderttausenden wieder Arbeit — aber das deutsche Volk soll nicht glauben, daß die Arbeitsbeschaffung nur befohlen zu werden brauchte. Jeder Einzelne habe die nationale Pflicht, bei der Beschaffung mitzuhelfen. Zweitens will die Regierung ein Riesenprogramm, das viele Milliarden erfordert, durchführen: Verbesserung des gesamten deutschen Straßenbaues in allergrößtem Umfange. — Last not least soll ein Angriff gegen die Unerträglichkeit der hohen Zinssätze erfolgen und in Verbindung damit eine Handelspolitik getrieben werden, die die Lebensfähigkeit unserer Landwirtschaft nicht gefährdet.

Genossenschaftswesen

Der Bankkredit in den Kreditgenossenschaften

Eine Anzahl der Kreditgenossenschaften befindet sich heute in einer schwierigen Lage: sowohl das eigene Betriebskapital wie auch die in Anspruch genommenen fremden Mittel sind bei den Darlehnsnehmern eingefroren. Das trifft nicht nur bei den kleinen und wenig entwickelten, sondern auch bei den wichtigeren und mit eigenen Mitteln reichlich ausgestatteten Genossenschaften zu. Hierbei muß man sich die ernsthafte Frage vorlegen, ob diese schwierige Lage der Genossenschaften auf die allgemeine Wirtschaftskrise oder auf falsche Methoden in der Kreditpolitik zurückzuführen ist.

Beleuchten wir einmal den Entwicklungsgang einer Kreditgenossenschaft:

1. Der Geschäftsanteil wird möglichst niedrig festgesetzt. Damit ist das Anfangskapital so klein, daß es bei weitem nicht ausreicht, die Kreditwünsche der Mitglieder zu befriedigen. Der erste Weg der Genossenschaft ist nun zur Geldzentrale mit der Bitte um Hilfe.

2. Die Zentrale gibt den Kredit und setzt dafür einen Rückzahlungstermin fest. Der Kredit soll nur dazu dienen, die Genossenschaft in Gang zu bringen und werbend auf die Sparer zu wirken.

3. Der von der Bank gegebene Kredit wird gegen genügende Sicherheit und nach Festsetzung der Rückzahlungstermine ausgeliehen.

4. In der Zwischenzeit legen Sparer ihr Geld bei der Genossenschaft ein. Auch dieses gelangt an Kreditsuchende zur Verteilung. Mit der Festsetzung der Rückzahlungstermine für diese Schulden wird es nicht mehr so genau genommen und den Wünschen des Darlehnsnehmers weitgehend Rechnung getragen.

5. Der Rückzahlungstermin des Bankkredites ist da. Die in dieser Zeit fälligen Darlehen fließen nicht ein. Die Genossenschaft wendet sich mit der Bitte um ratenweise Stundung oder um vollständige Prolongation an die Zentrale. Gleichzeitig beschreitet sie den Exekutionsweg gegen ihre nichtzahlenden Schuldner.

Die Exekution ist heute mit großen Kosten verbunden, die zunächst einmal die Genossenschaft belasten, weiterhin mit allerlei Einschränkungen, was den schnellen und günstigen Verlauf anbelangt. Im Zusammenhang mit der Exekution wendet sich die Genossenschaft gewöhnlich mit der Bemerkung an die Zentrale: die energisch eingeleiteten gerichtlichen Zwangsmaßnahmen ergeben bei schnellem Tempo keine günstigen Resultate. Um also nicht die Wirtschaften und Werkstätten unserer Schuldner zu ruinieren, bitten wir um weiteren Aufschub.

Vollkommen richtig. Eine Exekution würde gegen viele Schuldner nicht nur zur Zeit einer Wirtschaftskrise, sondern sogar in normalen Zeiten erfolglos sein, wenn die Zahlung innerhalb einer kurzen Zeitspanne erfolgen muß.

Andererseits soll aber der Bankkredit oder die Rate pünktlich zurückgezahlt werden. Man kann unmöglich wahrscheinliche Zahlungen in den Kreis seiner Berechnungen einstellen. Bei diesem Punkte beginnen gewöhnlich die Fehler, die in den Genossenschaften begangen werden.

Nicht dann soll man mit den gerichtlichen Zwangsmaßnahmen gegen die Schuldner vorgehen, wenn die Termine für die Zahlungsverpflichtungen der Genossenschaft fallen, sondern zu den Fälligkeitsdaten der Darlehen der Mitglieder.

Die Erklärung für diesen Satz:

Die Genossenschaft beginnt — wie bereits gesagt — erst dann energisch die Bezahlung der Schulden von ihren Kreditnehmern zu verlangen, wenn die Gläubiger, sei es die Zentrale oder die Spargeldeinleger, die Bezahlung ihrer Forderung von der Genossenschaft verlangen. Die Arbeit der Genossenschaft kommt damit bereits zu spät und der Schuldner ist schon demoralisiert, denn die nicht zum Termin geforderte Rückzahlung verwirrt nicht nur den Zahler, sondern die Gesamtheit der Mitglieder. Wir sprechen dabei natürlich von den Schulden, deren Fälligkeit bereits lange vor dem Zahlungstermin für die Schulden der Genossenschaft bestand. Entsprechende Erhebungen haben ergeben, daß sich bei der Mehrzahl der Genossenschaften seit Jahren eine Reihe nicht bezahlter Darlehensschulden ohne jegliche Bewegung finden.

Womit soll das erklärt werden? Mit der Wirtschaftskrisis? Wenn die Schuld von drei bis fünf Jahren fällig waren? Wenn in gewissen Zeitabständen Raten eingezahlt wären, dann wären die Schulden heut in der Wirtschaftskrise getilgt und die Genossenschaft hätte keine eingefrorenen Kredite. Wenn der Schuldner bisher nichts getan hat, so ist das Schuld der Genossenschaft, die es nicht verstand, daß eine kluge Kreditpolitik in der Erziehung des Schuldners besteht und nicht darin, sich auf seine Verpflichtungen einige Jahre nach ihrer Fälligkeit zu besinnen. Eine verspätete Zwangsmaßnahme hat bereits keinen moralischen Erfolg mehr und dann hat sie in vielen Fällen auch keinen finanziellen Erfolg — weil der Schuldner — vor einem Jahr zum Beispiel noch zahlungsfähig — vielleicht auch noch zur Zeit der Einleitung der Exekution — nunmehr materiell vollständig ruiniert ist. Unsere Zahler sind nicht schlecht, man muß sie nur erziehen. Selbstverständlich müssen dabei ihre Bedürfnisse und Möglichkeiten berücksichtigt werden, Nachgiebigkeit ist jedoch auf keinen Fall zulässig.

Hauptgrundsatz für Zahlungen ist die Pflicht des sofortigen Beginns, wenn auch von kleinen Zahlungen. Die Genossenschaft muß ein Maximum von Verständnis zeigen für die Nöte und Leistungsfähigkeit des Schuldners — der Schuldner dagegen ein Maximum von gutem Willen. Wenn die Genossenschaften in weitestem Maße diesen Grundsatz angewendet hätten und nach Verständigung mit dem Schuldner begonnen hätten, von ihm seinerzeit kleine Teilzahlungen einzuholen, ständig periodisch —, dann gäbe es heute nicht in der Genossenschaft so große Summen eingefrorener Kredite und sie befänden sich heute nicht in so großen Zahlungsschwierigkeiten. Die Krisis kann nicht als Entschuldigung verwandt werden zur Erklärung für widerspenstige Schuldner und ganz besonders nicht bei Genossenschaften.

Natürlich wird ein gewisser Teil größerer Kredite, die durch die Genossenschaft ausgegeben wurden, nicht sofort reguliert werden können auf Grund schwieriger Wirtschaftsbedingungen. Diese Fälle sind übrigens nicht so häufig. Gewöhnlich liegt auch die Schuld bei der Genossenschaft, die bei Krediten nicht nur über ihre eigenen, sondern auch über die Kräfte des Schuldners hinausgegangen ist.

In der Hand der Genossenschaft liegt die Zahlungsfähigkeit der Schuldner, die ständige Bewegung auf den Konten und damit die Flüssigkeit der Betriebsmittel, die von größter Bedeutung für die Entwicklung der Genossenschaft selbst und für die Wirtschaften ihrer Mitglieder ist.

Im neuen Deutschland

Einige Reisebeobachtungen von Dr. Fritz Seefeldt.

Nur ein Deutscher kann ganz die Spannung verstehen, mit der ich — abgesehen von der Spannung infolge der Entscheidung meines persönlichen Schicksals durch diese Reise — zum ersten Mal in das Deutschland nach dem Umsturz fuhr. Presse und Radio war sowohl von deutschfeindlicher wie von reichsdeutscher Seite selbst in einem kaum je überbotenen Ausmaß aufgeboten worden, um die „Wahrheit" (— wie sie jede von beiden Seiten sah oder — sehen wollte —) der Welt zu verkünden. Dieser leidenschaftliche Kampf hatte mich als Deutschen natürlich nicht kalt gelassen. Ich glaubte an keinen Greuel; liebe Menschen hatten uns aus diesem ganz besonderen Anlaß aufklärende Briefe geschrieben und uns gewarnt, auf Greuellügen hereinzufallen und uns den stolzen Blick auf unser Mutterland trüben zu lassen.

Kann man es uns drüben übelnehmen, wenn wir nun diese schroff widerstreitenden Meinungen im Radio täglich hörten und wenn die Presse um uns Tag für Tag uns mit Einzelheiten versorgte und wenn dazu dauernd nur vertraulich von Mund zu Mund „absolut sichere" Tatsachen uns zugeraunt wurden, — wenn dann trotz allen Glaubens in uns — ob wir wollen oder nicht — „etwas hängen bliebe", wovon wir uns nicht ganz freimachen konnten? Doppelt gespannt näherte ich mich im D-Zug der deutschen Grenze. Als mir ein lieber Freund in Krakau erzählte, daß ein jüdischer Kaufmann nach 14 tägigem Aufenthalt in Deutschland wieder zurückgekehrt sei, ohne die geringste Unruhe oder Belästigung erlebt zu haben, freute mich das, aber aufmerksam wurde ich, als ich nun vor der Grenze sah, daß die Wenigen, die mit mir über die Grenze fuhren, in meinem ganzen langen D-Zug-Wagen nur — Juden waren; da begann schon ein Teil von dem „Etwas", das in mir hängengeblieben war, abzufallen. Daß nun jenseits der Grenze genau wie an jedem anderen Alltag das Leben sich abspielte, fand nur dadurch eine Abweichung, daß ich gerade morgens an Hitlers Geburtstag die Grenze passierte und nun in den Städten, die ich durchfuhr, eine Menge Fahnen an und auf den Gebäuden sah.

Meine Bahnfahrt, die erst am Spätnachmittag ihr Ende fand, gab mir keine Antwort auf meine Fragen, auch nicht, als ich bei einem Aufenthalt in Kiel zum Mittagessen — ohne daß ich es wollte oder ahnte — in eine „Nazi-Kneipe" geriet. Nirgends unterschied sich der Alltag von dem Alltag wie ich ihn von früher in Deutschland kannte.

Es war ja auch verkehrt, das zu erwarten, denn es handelte sich in Deutschland doch um eine Bewegung, um einen inneren Umbruch, den man den Menschen nicht an der Nasenspitze ansehen kann.

Und doch! Es war etwas anders, auch äußerlich anders! Ich hatte Gelegenheit, in Kiel und in Stettin in die Hafenviertel zu schauen. Während man in früheren Jahren sich gern schnell aus solchen Gegenden wieder entfernte, weil man deutlich die Feindseligkeit spürte, die einem aus Arbeiter- und Arbeitslosen-Augen entgegenblitzte; während man in früheren Jahren sich in mancher Großstadtstraße recht unbehaglich fühlte, besonders wenn es dunkel wurde, fehlte mir diesmal dies Gefühl ganz und gar. Ohne sich die großen umwälzenden Geschehnisse theoretisch ins Gedächtnis zu rufen, hatte man überall das Gefühl der völkischen Zusammengehörigkeit, das unwillkürliche selbstverständliche Sicherheitsgefühl, das man eben unter Menschen hat, mit denen man zusammengehört. (Schluß folgt.)

Aus Stadt und Land

Spenden für das „Ostdeutsche Volksblatt"

Michaliczek Karl, Machanek Hubert, Bogusch Johann, Heller Karl in Ustroń je 1.— zł, Heller Vilmar-Bielitz 1.— zł, Spar- und Darlehnskassenverein Stryj 16.88 zł, Dr. Otto Keipper, Semriach 3.— Sch.

Allen Spendern herzlichen Dank.

Die Verwaltung.

Für eine Reihe deutscher Privatschulen in Wolhynien benötigt man qualifizierte Lehrkräfte. Anmeldungen sind an die Wolhynischen Pfarrämter Łuck, Rożyszcze, Włodzimierz, Torczyn, Równe und Tuczyn zu richten.

Deutschgalizier in der Fremde

Unter der Überschrift „Beachtenswerte Referate österreichischer Gelehrter" brachten in den Tagen vom 22.—24. April Wiener Zeitungen übereinstimmend folgende Notiz:

In der Lutherstadt Wittenberg schloß dieser Tage die unter starker Anteilnahme von Theologen des In- und Auslandes abgehaltene diesjährige Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Luther-Gesellschaft.

Unter den wissenschaftlichen Referaten fielen besonders die von Vertretern Österreichs auf. Der Wiener Universitätsprofessor Dr. Karl Völker machte starken Eindruck durch einen grundlegenden Vortrag über „Luther und der Osten Europas", in dem er die geschichtlichen, aber auch die gegenwärtigen Wirkungen des Reformators auf die deutsche und nichtdeutsche Welt darlegte.

Von zeitgemäßer Wichtigkeit waren die grundsätzlichen Ausführungen des Wiener Kirchenhistorikers, Privatdozenten Dr. Hans Koch, über das Thema „Konfessionalität und Nationalität in Osteuropa". In seinem Vortrag zeigte nämlich der Redner, wie sich in Osteuropa die Kirchen aller christlichen Bekenntnisse und Nationen fortschreitend zu National- oder Stammeskirchen entwickeln, aber insbesondere in ihren deutschen und evangelischen Zweigen von nichtdeutschen oder außerkirchlichen Mächten an diesem geschichtlichen Vorgang gehindert werden. Von hier aus verlangte der Redner erhöhten Schutz für das auslanddeutsche evangelische Kirchentum durch den Weltprotestantismus und durch den Deutschen Evangelischen Kirchenbund.

Wir geben den Bericht der Wiener Blätter nicht nur deshalb weiter, weil zufällig beide genannten Professoren Kinder unseres Landes, im besonderen der Lemberger evangelischen Gemeinde sind, sondern vor allem auch darum, weil gerade das Gebiet, aus dem sie offenbar schöpften und das sie zum Gegenstand ihrer Forschungen erhoben, unsere engere und weitere Heimat ist, Polen und Osteuropa.

Ein genauer Bericht über die Vorträge selbst wird, wie wir erfahren, im Mai-Heft des Posener Evangelischen Kirchenblattes (Poznań, ul. Ratajczaka 20) nachzulesen sein.

Lemberg. (Evang. Volksschule. — Muttertag). Am Sonntag, dem 14. Mai, um 4.30 Uhr nachm. feiern wir in den Räumen unserer neuen Turnhalle das Fest zu Ehren der Mutter. Unsere Schuljugend will an diesem Ehrentage in Wort und Lied bekunden, wie lieb und teuer ihr die durch nichts zu ersetzende Mutter ist — und will auch in dieser Feierstunde das Gelübde ablegen, stets der großen Dankbarkeit, die sie der Mutter schuldet, eingedenk zu bleiben. — Die Vortragsordnung unseres Muttertages stellt sich aus folgenden Punkten zusammen: I. Teil; 1. Mutterlied (Chor mit Klavierbegleitung). — 2. Gelübde (Sprechchor). — 3. Ansprache. — 4. Gedichte: a) O Mütterlein, ich liebe dich, b) Im Nest. — 5. Zum Muttertag (2 Bilder). — Wenn du noch eine Mutter hast (Scharlied). — 7. Wer die beste Mutter hat. (Scherzgedicht). — II. Teil: 8. Großmütterchen erzählt (Mandolinenvortrag). — 9. Ein kleines Spiel zum Muttertag. — 10. Selbstgeständnis. — 11. Matka (Lied) und Echo kołyski (Gedicht). — 12. Mutter erzählt (Lebensbild). — 13. Habe Geduld (Warnung). — 14. Das Erkennen. — 15. Mandolinenvortrag. — III. Teil: 16. Schlaf, Herzenskindchen (Wiegenlied). — 17. Die Mutter und der Tod (Ein ernstes Spiel). — 18. Muttersprache, Mutterlaut (Gemeinsamer Schlußgesang).

Für eine reichhaltige Erfrischungshalle sorgt ein Komitee, bestehend aus den Eltern unserer Schulkinder. — Gedruckte Programme zu 1 zł, 80 gr und 50 gr, die zum freien Eintritt zur Feier berechtigen, sind im Vorverkauf in der Direktionskanzlei (8 bis 12 Uhr) erhältlich.

Lemberg. („Vis-Vollversammlung). Die diesjährige Vollversammlung des Sportklubs „Vis" fand am 30. April um 12 Uhr in der evang. Schule statt. Nach der Begrüßung der Vertreter aller Vereine und aller Anwesenden gab der Obmann, Herr Rudolf Bolek, einen kurzen Rückblick über die zehnjährige Tätigkeit des Sportklubs. Vor zehn Jahren fanden sich einige junge Leute, die den Gedanken in die Wirklichkeit umsetzten und den deutschen Fußballklub „Vis" gründeten. Da zu einer Fußballmannschaft elf Spieler sein müssen und damals keine elf deutschen „Fußballspieler" da waren, wurden auch einige Ukrainer und Polen als Spieler aufgenommen, die uns immer sportmäßig zur Seite standen und denen dafür auch heute der Obmann seinen Dank ausdrückte. Aller Anfang ist schwer. Diese Worte haben sich in den ersten Jahren des Bestandes besonders bewahrheitet. Es war nichts vorhanden, was eine Fußballmannschaft benötigt, nur der eiserne Wille, sich trotz aller Schwierigkeiten durchzusetzen. Ein jeder Spieler mußte sich die ganze Ausrüstung selbst besorgen, für die Platzmiete mußte er beisteuern, ebenso für alle anderen Spesen und Ausgaben. Einen eigenen Spielplatz hatte man nicht. Die Wettkämpfe waren hart, von der untersten Klasse mußte man sich emporarbeiten und langsam Anhänger gewinnen. Diese Fußballmannschaft war es, die den Gedanken von einem eigenen Sportplatz aufwarf, der dann auch zur Wirklichkeit wurde. Dafür ist das ganze Lemberger Deutschtum dieser ersten „Vis"-Mannschaft zu Dank verpflichtet. Denn heute haben wir nicht nur einen eigenen Fußballplatz, sondern auch drei Tennisplätze, ein Klubhaus, eine Kegelbahn und einen schönen Spielplatz für die Kleinsten. Dank sagte der Obmann dem Poln. Fußballverband, bei dem wir immer das größte Verständnis und Entgegenkommen fanden, Dank allen Mitarbeitern, Förderern und Gönnern, die uns geholfen haben, das Werk soweit auszubauen, wie es heute ist. Viele treue Mitarbeiter weilen nicht mehr unter den Lebenden; auch ihrer gedachte der Obmann in marmen Worten. Diese erste „Elf" der „Vis"-Mannschaft hatte sich siegreich durch die „C"-Klasse hindurchgekämpft und stieg in die „B"-Klasse auf. Auch hier schritt sie von Sieg zu Sieg und kämpfte um den Aufstieg in die „A"-Klasse. Nachdem die letzten zwei Wettspiele unentschieden ausgefallen waren, mußte ein dritter Wettkampf ausgetragen werden, den die „Vis"-Mannschaft knapp verloren hatte. Die Spieler der ersten „Elf" wurden älter und mußten das weitere aktive Mitspielen aufgeben; Nachwuchs war keiner da. Außerdem war das Fußballspielen derart ausgeartet, daß sich der Vorstand des Klubs entschließen mußte, aus dem polnischen Fußballverbande auszutreten. Mit diesem Tage begann aber auch das Interesse vieler Anhänger zu schwinden. Nun wird in dem heurigen Jahre die Fußballsektion wieder neuerrichtet, mit dem festen Willen, in die Fußspuren der ersten „Elf" einzutreten. Hoffen wir, daß dieses Vorhaben gelingt. — Es folgte dann die Protokollverlesung sowie die Berichte der einzelnen Sektionen; in der Tennissektion ist die Beteiligung der Jugend wie auch der Damen eine schwache. Das Damenturnen ist dagegen gut besucht. Die Kegelbahn wird im allgemeinen noch zu wenig ausgenützt. Der Kassabericht schließt mit einem Guthaben ab; Entlastung wird dem ganzen Vorstand erteilt und dann zur Neuwahl geschritten, wobei durch Akklamation der alte Vorstand wiedergewählt wird. Die Revisionskommission wurde durch R. Keipper ergänzt. Zum Schluß wurde noch der Wunsch ausgedrückt, alle Deutsche Lembergs mögen öfters und zahlreicher auf dem Sportplatz erscheinen. Wir hoffen, jetzt wieder alle Fußballanhänger oben zu sehen, nachdem die Fußballer wieder öfters, vielleicht jeden Sonntag nachmittags Wettspiele austragen werden, zu denen alle herzlichst eingeladen sind.

Lemberg. (Priv. Evang. Gymnasium für Knaben und Mädchen in Lemberg, ul. Kochanowskiego 18.)

Die Einschreibungen und Aufnahmeprüfungen in die I. (alt III.) bis VII. Klasse finden am Freitag, dem 16. Juni l. Js., vormittags statt. Anmeldungen bis zu diesem Termin schriftlich oder mündlich täglich von 8—12 Uhr vormittags in der Direktionskanzlei.

Die Direktion.

Sternennacht

Wie bist du, Sternennacht,
So erhaben schön!
Kann in deiner Pracht
Stundenlang 'gen Himmel seh'n.

Wenn ich nun oft so steh'
Und in die Sterne schau,
Wird mir so bang, so weh.
Warum? — Ich weiß es nicht genau.

Ein wunderfühlend Ahnen
Entrücket Sinn und Herz:
Das sind doch and're Bahnen
Und führen weltenwärts.

Wie nahe Stern am Sterne
Und auch so meilenweit,
Einem Punkt gleicht solche Ferne
In der Unendlichkeit.

Und all die Sternenkinder,
— Worum's auch sei getan —,
Sie deuten uns nicht minder:
Das Ewige zieht uns hinan.

Wilh. Wolf.

Eine bange Hoffnungsfrage

Auf trauerstiller Straße schreiten
Menschen sorgenmüd' und zage.
In die vielen Kärglichkeiten,
Die durch's Leben sie geleiten,
Schleicht eine bange Hoffnungsfrage.

Wilh. Wolf.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

26. April 1933 priv. Kurs 8.10
28. „ 1933 „ „ 8.10—8.13
1. Mai 1933 „ „ 7.70—7.50
2. „ 1933 „ „ 7.35—7.20—7.35

2. Getreidepreise pro 100 kg am 1. 5. 1933.

	Loco Verladestat.	Loco Lemberg:
Weizen vom Gut ..	34.25—34.75	35.75—36.25
Weizen Sammelldg ..	31.75—32.25	33.25—33.75
Roggen einheitl. ...	16.75—17.00	18.25—18.50
Roggen Sammelldg ..	15.75—16.25	18.25—18.50
Mahlgerste	11.50—11.75	13.00—13.25
Braugerste..........	16.50—17.50	
Gerste v. Gut	12.75—13.25	
Hafer v. Gut	9.75—10.25	11.75—12.25
Hafer Sammelladg. .	8.75— 9.25	
Mais, Inland.........	15.00—15.50	
Roggenkleie		6.75— 7.00
Weizenkleie		8.00— 8.50

3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf

	Butter Block	Butter Kl.-Pg.	Sahne 24%	Milch	Eier Schock
28. 4. 1933	3.00	3.20	1.00	0.20	3.40
29.4.-1.5.1933	3.00	3.20	0.80	0.18	3.00
2. 5. 1933	2.80	3.00	0.80	0.18	3.00
4. 5. 1933	2.60	2.80	0.80	0.18	3.00

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Lwów, ul. Chorążczyzna 12.

Vom St. Bürokratius

Schilda und seine großartig komischen Einwohner, die Schildbürger, sind Produkte einer überlegenen, ironisch lächelnden Phantasie, deren Ziel es war, alles das, was wir Heutigen unter der Sammelbezeichnung „Amtsschimmel“ kennen, gutmütig witzelnd zu verspotten.

Und heute? Heute würde sie sich auch nicht viel anders verhalten und hätten dazu Gelegenheit genug. Der heilige Bürokratius ist auch heute noch ein weit verbreiteter „Segen“.

Was kann man da anders tun, wenn man erfährt, daß ein Kraftomnibus, der zwischen den Hauptstädten zweier verschiedener deutscher Freistaaten einen Pendelverkehr unterhält, die trennende Landesgrenze nicht mit Passagieren, sondern leer überfahren muß? Ist es nicht den Streichen jener Schildbürger ebenbürtig, wenn die Direktion der Omnibuslinie sich dadurch zu helfen versucht, daß sie den Wagen diesseits der Grenzen halten und alle Mitfahrenden aussteigen, dann leer über die Grenzbrücke fahren und nunmehr die Fahrgäste wieder einsteigen läßt?

Aber, wie bereits gesagt, hat sich in den letzten Jahren das Reich des Heiligen Bürokratius und seines Streitrosses, des Amtsschimmels, sehr erheblich vergrößert! Besonders in Frankreich fühlt er sich seit einiger Zeit durchaus zu Hause. Dort ist z. B. folgende, sehr lustige (dafür aber auch beglaubigte) Geschichte passiert: Durch irgendein Versehen wurde in Paris der Kriegsbeschädigte und Kleinkaufmann Pierre Mourrat als „verstorben“ in das Standesamtsregister eingetragen, ohne daß der gute Pierre tatsächlich den Geist aufgegeben hätte. Infolge der Eintragung blieben selbstverständlich plötzlich die Zahlungen der Invalidenrenten an Herrn Mourrat aus, weshalb er sich aufmachte und zu dem zuständigen Präfekten ging, um sich zu beschweren. Und dieser eröffnete dem staunenden Pierre: „Sie sind ja tot! Und als Toter haben Sie natürlich keinerlei Renten mehr zu beanspruchen! Weisen Sie erst nach, daß Sie noch leben, dann können die Zahlungen wieder aufgenommen werden.“ Worauf Pierre nach Hause ging und sich den Kopf darüber zerbrach, wie man — wenn „persönliches Erscheinen an Amtsstelle“ noch nicht genüge — wohl sein Nichtgestorbensein nachweisen könne. In sein Grübeln hinein schrillte plötzlich die Türklingel, **und hereintrat — — der Steuerbeamte: „Sie haben soundsoviel Franken an Steuern für den laufenden Monat zu erlegen!“** Pierre jedoch protestierte: „Ich bin ja tot! Wie kann ich da Steuern zahlen?“ Was ihm aber gar nichts half; er mußte zahlen! Und in Frankreich findet sich jetzt das Kuriosum, daß ein „Toter“ gar nicht tot ist, aber Steuern zahlen muß, ein Lebender dafür nicht lebendig ist, aber keine Pensionen mehr ausgezahlt erhält. — — —

Mindestens ebenso hübsch ist auch das — ebenfalls in Frankreich eingeleitete und ebenfalls beglaubigte — „Strafverfahren gegen Jan (Jean) Robot“. Jan Robot, ein aus Polen eingewanderter Hafenarbeiter, beging aus irgendeinem Grunde Selbstmord, indem er in die Seine sprang und ertrank. Er wurde als Leiche herausgefischt, und der Amts**anwalt (der scheinbar gar nichts Besseres zu tun hatte), eröffnete nunmehr gegen den** — toten — Jan Robot ein Strafverfahren wegen folgender Delikte:

1. Hausfriedensbruch, begangen durch Betreten eines fremden Grundstückes (Code pénal, § 368 Abs. 4).

2. Baden (Baden!!!) an einem verbotenen Ort (Verordnung des Polizeipräfekten vom 4. März 1883, Nr. A/4026).

3. Verunreinigung eines öffentlichen Gewässers (Gesetz vom 1. Februar 1867, § 85, Abs. 12a).

4. Erregung öffentlichen Aergernisses (Polizeivorschrift vom 7. Mai 1905, §§ 15 und 16a bis 16c).

Erst nachdem die Kriminalpolizei von Paris monatelang nach dem „pp. Jan Robot“ gefahndet hatte, stellte ein besonders Findiger fest, daß der Missetäter längst schon beerdigt sei. Worauf der Amtsanwalt der Seinepräfektur unter dem 16. Mai 1931 folgendes verfügte:

„Mangels einer straffähigen Persönlichkeit ist die Voruntersuchung wegen der Delikte zu 1. bis 4. gegen den Jan (Jean) Robot aus Polen einzustellen.“

gez.: Unterschrift.“

Uff! Die guten Schildbürger trugen die Sonne im Sack in ihr fensterloses Rathaus, in Deutschland werden Leichentransporte nach Thüringen wie „Transporte ins Ausland“ behandelt, in Paris laufen lebende Tote herum, — — Das „Schildbürgertum“ stirbt also niemals aus. . .

Im Wald und auf der Heiden

Der Hirsch und sein Geweih

Jeder Weidmann weiß ein Lied von dem üblen Treiben der Geweihjäger zu singen. Nicht genug damit, daß sie durch ihre systematische Suche nach Fundstangen vor dem beginnenden oder nach dem beendeten Tagwerk den Jägersmann materiell schädigen, nicht genug damit, daß von ihnen die besten Tagesstände heimgesucht werden, auch das Wild selber, das sie vergrämen, leidet überaus unter ihren Untaten.

Geweihe sind eine Rekordsache. Je stattlicher ihre Endenzahl, desto höher ihr Wert. Allerdings ist es ganz eigentümlich, daß die Herkunft zahlreicher stolzer Trophäen, wie sie beispielsweise in der Erbach'schen und in anderen Sammlungen angetroffen werden, in ein tiefes Dunkel gehüllt ist. Selbstverständlich kann es nicht immer ein Sechsundsechzig-Ender sein, wie ihn das Moritzburger Schloß beherbergt, der Weidmann von heute hat sich auf diesem Gebiete bescheiden müssen. Auch hier haben sich die Zeiten mächtig gewandelt. Es ist schier wie ein Vergleich von Tag und Nacht, wenn man berichten hört, wie märchenhaft die Rotwildstände früherer Jahrhunderte gewesen sind. Zu jenen Zeiten wurden die Hirsche noch „alt wie Methusalem“ und das war die günstigste Voraussetzung dafür, Stangen zu schieben, deren Endenzahl, Umfang und Gewicht heutzutage geradezu als „Ueberrekorde“ imponieren. Mittel-, Ost- und Süddeutschland haben da förmliche Staatsexemplare geliefert.

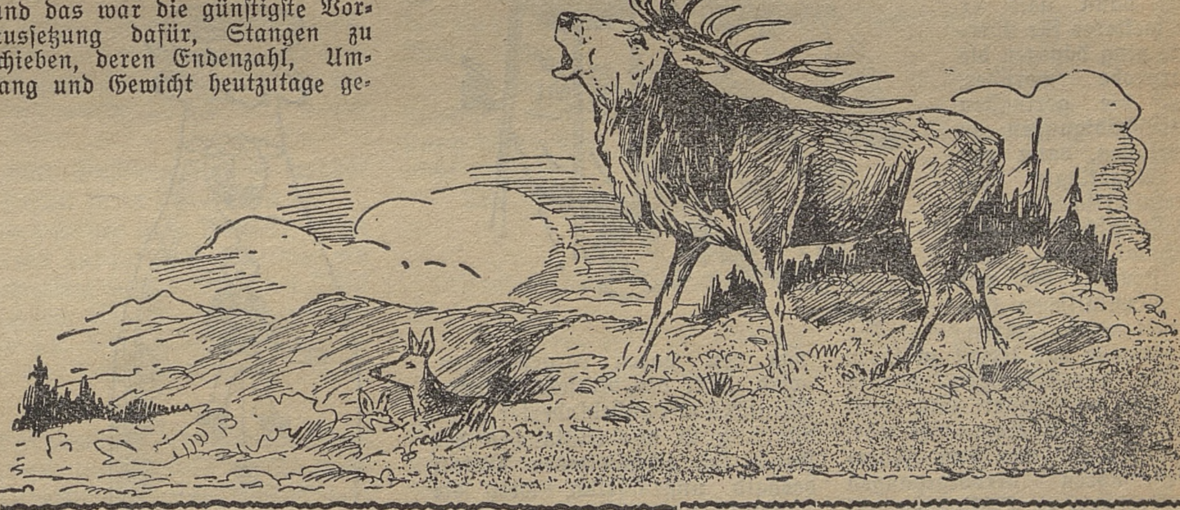
Wovon hängt in erster Linie die starke Entwicklung eines Geweihes ab? Zu allererst hat natürlich eine richtige, zielbewußt durchgeführte Hege außerordentlich viel zu sagen. Immerhin vermag die beste Hege nur wenig, wenn die natürlichen Vorbedingungen für eine günstige Entwicklung der Geweihe nicht erfüllt sind. Mit am idealsten liegen die Verhältnisse in den ostpreußischen Revieren. Riesige Forsten mit außerordentlich üppiger Aesung, dazu ein in der Hauptsache diluvialer Sandboden. Hinzu kommt aber noch ein höchst wichtiges Moment: es besteht dort eine Art natürlicher Vorbeugung gegen eine Entartung des Wildes und zwar durch die Eigenheiten des Winters, der nicht nur vielen Schnee und vielen Frost zu bringen pflegt, sondern obendrein auch noch sich durch eine recht lange Dauer auszeichnet. Gerade auch Ostpreußen hat in neuerer Zeit erst wieder den trefflichen Beweis geliefert, in wie hohem Grade das Wild als ein Produkt der Scholle angesehen werden muß, auf der es heranwächst. Als man daranging, den Rotwildbestand in Masuren neu zu begründen — es war zu Anfang des 20. Jahrhunderts — überführte man aus der Schorfheide stammende Hirsche dorthin, deren Entwicklung kaum mehr als durchschnittlich war. Der weitere Aufwuchs unter ostpreußischen Verhältnissen brachte das überraschende Ergebnis, daß bereits nach der verhältnismäßig kurzen Zeit von sieben Jahren ein 14-Ender (mit einem Gewicht von vierzehn Pfund) zur Strecke gebracht werden konnte. Und sechs Jahre darauf wurde man sogar eines 18-Enders mit einem Gewicht von zwanzig Pfund habhaft.

H. Th.

—o—

1 Igel = 10 Meerschweinchen.

Schon früher sind zahlreiche Beobachtungen gemacht worden, die für eine beträchtliche Giftfestigkeit des Igels sprachen. Diese Wahrnehmungen wurden jetzt durch eine Reihe wissenschaftlicher Versuche erstaunlich erhärtet. Man spritzte den Igeln konzentriertes Otterngift ein und fand, daß der Igel sogar der Verzehnfachung(!) einer Giftmenge standhielt, die bei den Meerschweinchen bereits tödlich wirkte.



FÜR DIE JUGEND

Das Trinkgeld im Hexenkessel

Von Zoroaster wird erzählt, er habe sich, um das frevelhafte Treiben seiner Verleumder zu brandmarken und seine Unschuld darzutun, heißes Blei über den Leib gießen lassen, ohne den geringsten Schaden zu nehmen. — Solche Fälle, die durchaus glaubhaft überliefert sind, gehen in die Hunderte. Bereits aus dem frühesten Altertum liegen Berichte über derartige vermeintliche „Wundertaten" vor. Sie konnten auch nur deshalb vom Laien als Wunder oder wunderähnliche Vorgänge hingenommen werden, weil man die physikalische Erklärung nicht kannte.

Noch im Mittelalter scheint die physikalische Formel, auf welche diese vielbewunderte Unverbrennlichkeit zurückgeht, nur wenigen bekannt gewesen zu sein, denn wie anders wäre es möglich gewesen, durch genau die gleichen oder ähnliche Mittel, durch die sogenannte „Feuerprobe", die Unschuld der Angeklagten beweisen zu wollen? Hielt die Haut des Angeklagten dem glühenden Metall nicht stand, dann galt er ohne weiteres für überführt; ging dagegen die Feuerprobe vorüber, ohne die geringsten Hautbeschädigungen zu hinterlassen, dann war der Angeklagte nach mittelalterlicher Rechtsauffassung schuldlos. Wie manchmal wohl mag von Leuten, die mit dem physikalischen Geheimnis vertraut waren, schlauerweise das Urteil zu ihren Gunsten zurechtgebogen worden sein, wie mancheiner mag, weil er in die Tricks eingeweiht war, „gerechtfertigt" aus dem Feuerprobeverfahren hervorgegangen sein, trotzdem er Schlimmes auf dem Kerbholz hatte.

Wer Gelegenheit hat, einmal einer Bleihütte einen Besuch abzustatten, darf sich ruhig den Spaß machen, ein Markstück in das flüssige Metall zu werfen und auf den Endeffekt zu lauern. Ihr denkt wohl, daß das Geldstück sich in dem brodelnden Kessel in Wohlgefallen auflöst? O, kein Gedanke! Soweit könnte es schon deshalb nicht kommen, weil auch die Bleihüttenarbeiter sich höllisch freuen, wenn jemand ein Trinkgeld „springen" läßt. Der Arbeiter wird, sobald das Geldstück in den Kessel fliegt, nicht lange fackeln und mit „Todesverachtung" die Münze mit der blanken Hand herausholen. Der Bleihüttenarbeiter könnte schlimmstenfalls nur dann zögern, wenn die Höhe des Trinkgeldes das Experiment erst gar nicht lohnt. Eine Mark ist also wohl das Mindeste. Wer aber gar einen Taler in die zischende „Sparbüchse" wirft, wird besonders hoch in Achtung stehen.

Worauf nun beruht das physikalische Geheimnis? Warum kann der Bleihüttenarbeiter so unbesorgt in das flüssige Metall fassen, ohne sich zu verletzen? Zunächst muß man wissen, daß von der menschlichen Haut im Zeitraume eines Tages ungefähr ein Kilogramm Flüssigkeit ausgeschieden wird. In dieser natürlichen Ausdünstung, die ununterbrochen

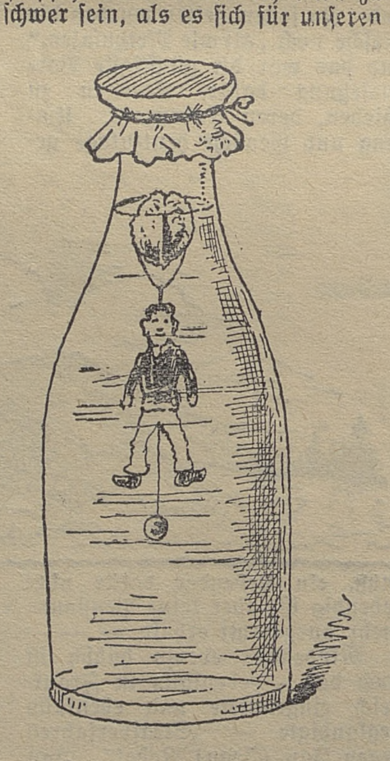


von den Poren vorgenommen wird, steckt des Rätsels Lösung. Menschen mit unbehinderter Ausdünstung ist das Eintauchen der Hand in geschmolzenes Metall deshalb ungefährlich, weil die Ausdunstungsflüssigkeit die Hand, fast zu sagen wie ein Handschuh, überzieht, so daß in Wirklichkeit eine unmittelbare Berührung der Handfläche mit dem geschmolzenen Metall unterbleibt. Wollte man hingegen rotglühendes Eisen berühren, dann käme man mit diesem physikalischen Vorgang nicht aus, da in diesem Falle die Ausdünstungsflüssigkeit im Nu verdunsten würde. Die Folge davon wäre tatsächlich eine direkte Berührung der Haut mit dem Eisen. Es entstünden also sofort schwere Brandwunden. Voraussetzung für die Unschädlichkeit solcher Experimente bleibt stets, daß die Kügelchen der Ausdünstungsflüssigkeit nicht verdunsten, also ihrem Volumen nach erhalten bleiben.

Der kartesianische Taucher

Ein auf Jahrmärkten noch immer viel vertretenes Spielzeug ist der sogenannte kartesianische Taucher, eine niedliche, kleine Figur, die in einem wassergefüllten Behälter auf Kommando auf- und absteigt.

Den kartesianischen Taucher kann man sich mühelos auch selber herstellen und zwar verfährt man wie folgt: Eine Flasche wird bis wenige Zentimeter an den Rand mit Wasser gefüllt. Sodann fügt man mit Siegellack die beiden leeren Schalen einer Nuß aneinander. Es muß jedoch an dem oberen Ende, wo die Spitzen zusammenstoßen, eine kleine Oeffnung bleiben, damit später Wasser ungehindert in die Nußschalen ein- und auslaufen kann. Wie unsere Abbildung zeigt, wird nun das Porzellanpüppchen, das jedoch nicht zu schwer sein darf, mit den Nußschalen durch einen dünnen Faden verbunden und zwar sollen die Enden des Fadens bis zu der kleinen Oeffnung laufen, die man am oberen Ende der Nuß freigelassen hat. Sollte das Püppchen nun aber doch etwa zu schwer sein, als es sich für unseren



Zweck eignet, so daß in diesem Falle also die Nuß samt dem Taucher im Wasser untersinken würde, dann kann man sich dadurch helfen, daß man zwischen Puppe und Nuß einige Korkscheibchen — unter Umständen auch nur ein einziges Korbscheibchen — einfügt. Dadurch wird dann der erforderliche Ausgleich hergestellt.

Nunmehr ist weiter nichts mehr nötig, als den Flaschenhals mit Hilfe eines Stück Gummis — jeder alte Gummiball kann das Material dafür hergeben — verschließt. Sobald man nun auf die Gummiplatte drückt, werden im Innern der Flasche einige Wassertröpfchen in die Nußöffnung hineingedrängt, da eben infolge des Druckes auf die Gummiplatte die Luft in der Flasche zusammengepreßt wird. Mit dem Eindringen der Wassertröpfchen in die Nuß wird der Taucher zu sinken beginnen, während er sogleich wieder hochsteigt, sobald man den Finger von der Gummiplatte zurückzieht.

—o—

Der Heronsball

Eine niedliche, kleine Fontäne, die viel Freude macht und schon durch die Ehrwürdigkeit ihrer Erfindung großes Interesse für sich beanspruchen darf, ist der Heronsball, so benannt nach ihrem Erfinder Hero, der bereits um das Jahr 200 v. Chr. gelebt hat. Als Schüler des Alexandriners Ktesibius, des Verfertigers wertvoller Wasseruhren, hat sich auch Hero auf vielen wesensverwandten Gebieten versucht. Der Heronsball jedenfalls war eine seiner erfolgreichsten Ideen. Aus der bildlichen Darstellung ergibt sich die Bauart ganz von selber. Um den Heronsball in Betrieb zu setzen, verfährt man wie folgt: Zunächst muß die Glasröhre, die man durch



den Korken hindurchgesteckt hat, gründlich gesäubert sein. Auch noch so kleine Schmutzteilchen könnten hinderlich werden. Sodann bläst man möglichst stark in die Röhre hinein. Dadurch wird bewirkt, daß Blasen durch das Wasser aufsteigen. Zieht man nun den Mund zurück, dann schießt ein feiner, je nach der Füllung aber auch stärkerer Wasserstrahl empor. Nach einem ähnlichen Prinzip läßt sich auch der Heronsbrunnen bauen. Allerdings ist hier die Konstruktion, — allein schon deshalb, weil hierzu drei Flaschen verwandt werden müssen —, erheblich schwieriger. Immerhin unterscheidet sich der Heronsbrunnen vom Heronsball vorteilhaft dadurch, daß die Wirkung eine größere ist. Dies hängt vornehmlich damit zusammen, daß das Einschüttungsgefäß um ein gutes Stück unter dem Gipfel der Wassergarbe liegt.

Achtung! 100 000 Mk. Belohnung!

Roman von Ernst Klein

(Schluß.)

„Nun, Herr Kommissar, sind Sie jetzt zufrieden?“ hub Thann nach langer Pause wieder an. „Wissen Sie: Wenn ich mich schon nicht in Sicherheit bringen konnte, dann freut's mich wenigstens, daß niemand anders das Geld kriegt — vor allen Dingen keiner, der uns verkauft, verrät. Verstehen Sie? Das ist immer so Blutgeld, das stinkt — —“

Fechner nickte. Vergebens bemühte sich Paul, aus seinem Gesicht seine Gedanken zu erkennen. Er selbst wußte nicht, was tun. Sollte er Thann Lügen strafen? Jetzt, in dieser Minute, sich vor die Brust schlagen und schreien: „Ich bin der Dieb!' Jetzt — wo der Weg ins Freie sich zeigte, den er erhofft hatte?

„Nun, Herr Warberg,“ hörte er Fechner sprechen, „was sagen Sie zu dieser Aussage? Sind Sie nicht ebenso überrascht wie ich?“

Drohung? Spott? Paul antwortete ihm nicht direkt, sondern wandte sich Robert zu. „Du wirst wohl schon wissen, was du gesagt hast, nicht wahr?“

„Ob ich das weiß! Ich wollte, ich könnte anderes sagen. Will mich absolut nicht besser machen, als Helden hinstellen; aber ich hab' keine andere Wahl und will Ihnen doch auch Arbeit ersparen. Die hunderttausend Mark gehören ja jetzt Ihnen!“

Fechner schüttelte den Kopf. „Da haben Sie wohl keine ganz richtige Vorstellung, Thann. Ich mache kein Geheimnis daraus, daß ich sehr gute Verwendung für das Geld hätte; aber leider werde ich es nicht beanspruchen können.“

Thann ruckte auf. Mit Stöhnen fiel er wieder zurück. „Es geht nicht! Unten ist ja schon alles tot ... Was sagen Sie? Das Geld gebühre nicht Ihnen? Wem denn? Warten Sie vielleicht darauf, daß irgend so ein Kerl — —“ Er fing rechtzeitig den warnenden Blick Pauls auf. „Egal! Machen Sie damit, was Sie wollen! Ich habe Ihnen die Perlen abgeliefert; ich habe zugestanden, daß ich die Tat verübt habe. Was wollen Sie noch?“

Fechner ließ, mit der Erlaubnis des Arztes, einen Gerichtsstenographen kommen, und Thann mußte seine Aussage noch einmal wiederholen. Sie wurde von ihm unterschrieben, von dem Chefarzt und seinem Assistenzarzt als Zeugen gegengezeichnet. Fechner fuhr nach Berlin zurück. Paul blieb an dem Bett des Sterbenden. Sie waren allein.

„Ich habe dir angesehen,“ sagte Thann, „daß es dir nicht recht ist, wenn ich mich als den großen Mann hinstelle. Laß mich doch! Sie werden schöne Nekrologe über mich schreiben: Der ‚Voleur Phantôme' endlich gestellt! — Ich hatte die Absicht, von London aus die Perlen zurückzuschicken. Ich schwöre dir, Paul: Ich wollte dich ebensowenig sitzenlassen, wie ich den gottverfluchten Brief geschrieben habe! Nicht wahr, du glaubst mir, Paul? So ist's gut! Mir scheint, du hast Tränen in den Augen? Ich wollte den ganzen Roman, den ich Fechner jetzt mitgegeben habe, schön dramatisch stilisiert, von London aus schreiben. Schade — schade!“

Er lag eine Zeitlang still, in sich gekehrt. Dann lachte er kichernd vor sich hin. „Das ist doch ein Hauptspaß, mein Junge! Man hält sie zum Schluß noch zum Narren! Und du hast deine Frau, deinen Buben . . .“ Er machte eine lange Pause. „Und deine Mutter! — Wir haben das Geschäft liquidiert. Ich trage halt die Kosten. Und das von Rechts wegen; denn ich habe am wenigsten dabei mitgearbeitet. Sie hat es ja nicht anders gewollt, Paul . . . Ich war ein armseliges Tier — aber ich habe sie geliebt . . .“

Langsam schleppten sich die Stunden des Nachmittags hin. Paul wich nicht von dem Bette Thanns. Der rauchte, ließ sich sogar ein Stückchen gebratenes Fleisch schmecken, trank ein halbes Glas Wein dazu.

„Henkersmahlzeit, nicht wahr? Na — eigentlich . . .“ Plötzliches Frösteln lief durch seinen Körper. „Schauderhaft, wenn man bedenkt: Morgen bin ich nicht mehr da . . . Ich kann ja schließlich überhaupt nichts für all das, Paul! War in meiner Art doch ein ganz anständiger Kerl. Gewiß: Ich habe einen Spielsalon gehabt. Aber dort ging alles ehrlich zu. Ich habe nie einen betrogen — — bis sie gekommen ist. Warum? Es ist doch eine Ungerechtigkeit, daß einer so ganz aus der Bahn geschleudert wird und zum Schluß gegen einen Baum fährt?“

Er schloß die Augen, wie wenn er über dieses Problem nachdenken wollte. „Und ich sage dir: Sie stand da plötzlich mitten auf dem Weg — sie ließ mich nicht vorbei!“

Um Mitternacht starb er.

XVII.

Fechner kam nach Berlin und erstattete seinem Chef Bericht.

„Also, der Fall ist erledigt?“ meinte dieser.

Ein Achselzucken des Kommissars. „Ich sehe keine Möglichkeit —,“ begann er, unterbrach sich aber, als ihm sein Vorgesetzter einen Brief hinhielt. „Schon wieder der Herr Anonymus, der die hunderttausend Mark haben will?“

„Lesen Sie, Fechner!“

„Ich habe in den Zeitungen gelesen, daß Paul Warberg, als des Mordes an der Schauspielerin Eyrand verdächtig, verhaftet sein soll. Ob er den Mord begangen hat, weiß ich nicht. Jedoch weiß ich ganz genau, daß er die Nattersschen Perlen geraubt hat. Man muß schon energischer verfahren, um die Wahrheit festzustellen. — Der aufmerksame Beobachter.“

Wieder war, als Erkennungszeichen, die eine Ecke des Papiers abgeschnitten. Dieses Mal eine andere Maschinenschrift. Auch anderes Papier.

„Tut mir leid, daß der Briefschreiber um seine Hoffnungen kommt!“ sagte Fechner lächelnd.

„Nun — ich gratuliere Ihnen jedenfalls zu den hunderttausend Mark!“

Fechner schüttelte den Kopf. „Ich habe keinen Anspruch auf das Geld. Der Versicherungsgesellschaft werden wir es auf jeden Fall abknöpfen; aber der Herr Präsident soll dann entscheiden, was damit geschehen soll.“

Dabei blieb er. — —

Paul hielt Irene im Arm. „Er ist wie ein Held gestorben, und ich habe dabeigestanden wie ein Feigling!“

Sie küßte ihm die Tränen von den Wangen. „Ich verstehe dich, Paul. Aber wir sind doch da! Und das Gesetz? Gerechtigkeit? Ich bin eine Frau — ich kenne nur eine Art der Gerechtigkeit!“

Er fügte sich. „Wir werden fortgehen von hier, Irene. Wir alle zusammen.“

„Wohin du willst. Ans Ende der Welt!“

Dann fuhr er in sein Geschäft Unter den Linden und rief von dort Fechner an. „Er ist heute nacht gestorben. Vorher hat er noch ein Testament gemacht, in dem er mich zu seinem Erben ernennt. Ich möchte gern mit Ihnen darüber sprechen, Herr Kommissar. Wann kann ich Sie sehen?“

„Ich komme zu Ihnen ins Geschäft. Paßt Ihnen das?“

Sie saßen einander dann in Pauls kleinem Büro gegenüber, und der Kommissar las das Testament, das, ebenso wie die Aussage Thanns, von den beiden Aerzten als Zeugen unterschrieben war.

„Ich vermache alles, was ich besitze, meinem Freunde Paul Warberg!“ Fertig! Vollkommen rechtsgültig. Paul Warberg wurde mit dieser einen Zeile alleiniger Erbe von Thanns gesamtem Vermögen, das, wie dieser selbst Paul mitgeteilt hatte, aus Wertpapieren, englischen und deutschen Industrieaktien, bestand, die sämtlich in den Tresoren einer Londoner Bank untergebracht waren.

„Sicher ein hübsches Stück Geld!“ meinte der Kommissar. „Was wollen Sie damit machen?“

„Ich bin mir noch nicht ganz klar,“ erwiderte Paul. „Auf jeden Fall hielt ich es für meine Pflicht, Sie davon zu verständigen.“

„Der Mann hat sehr an Ihnen gehangen,“ sagte Fechner dann. „Es tut mir fast leid, daß er daran glauben mußte. Die Frau scheint wirklich einen dämonischen Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben.“

„Ja. Und er war nicht der einzige. Lilly Eyrand hat so manchen Mann auf dem Gewissen!“

„Nun — ich will nicht indiskret sein; aber Sie haben sich ja noch rechtzeitig aufs andere Ufer gerettet. Sie scheinen keiner von denen gewesen zu sein, die Lilly Eyrand zu verderben vermochte . . .“

Paul antwortete nicht; sein Blick hing an den Schleierschwänzen in dem Aquarium. „Ich werde für längere Zeit verreisen,“ sprach er schließlich. „Einerseits ist mein Name in der letzten Zeit viel mehr in der Oeffentlichkeit genannt worden, als mir lieb ist. Und dann — meine Frau, ich selbst, wir wollen aus dieser Atmosphäre heraus; irgendwohin, wo's ruhig ist, still — —“

„Das kann ich begreifen, Herr Warberg.“ Fechner hielt ihm die Hand zum Abschied hin; doch ehe Paul sie ergreifen konnte, zog er sie wieder zurück. „Da fällt mir ein: Ich wollte Sie doch noch etwas fragen. Die Affäre der Natters-Perlen ist ja, soweit wir in Betracht kommen, erledigt. Aber interessieren würde mich doch, ob Sie nicht irgendwo einen geheimen Feind haben, der Sie unbedingt ins Malheur reißen will.“ Er erzählte ihm von dem ersten Brief und zeigte ihm den zweiten.

Paul brachte es fertig, das Schriftstück zu lesen, ohne sich irgendwie zu verraten. Sein Gesicht blieb kühl, ausdruckslos. „Ich habe keine Ahnung, wer das sein könnte. Ich nehme an, Sie haben sich bereits bei Herrn Doktor Leffler erkundigt?“

„Um die Wahrheit zu sagen: ja, Herr Warberg. Herr Doktor Leffler hat sich bereit erklärt, jederzeit zu beschwören, daß Ihre Verwundung von einem Autounfall, nicht von einem Schuß herrühre.“

„Wollen Sie die Wunde selbst sehen?“

Einen Moment lang blieb es still in dem kleinen Zimmer. Die Blicke der beiden Männer tauchten ineinander. Langsam begann Paul, die Weste aufzuknöpfen.

Fechner hob die Hand. „Die Sache ist ja erledigt, Herr Warberg! Herr von Natters bekommt seine Perlen zurück — die Schlechten sind bestraft, schwer bestraft! Was will die Gerechtigkeit mehr? Und was diesen Briefschreiber da anbetrifft . . .“ Das Papier flatterte auf Pauls Schreibtisch. „Wir haben kein Interesse mehr an ihm!“ — —

Am Nachmittag fuhr Paul zu seinem Schwager hinaus. Er hatte Irene nichts von dem Brief gesagt. Wozu? Allein wollte er in dieser Sache rechten.

„Hast du diesen Brief geschrieben?“ fragte er den jungen Arzt, als der ihm mit gesenktem Kopf gegenüberstand. „Diesen und auch den ersten? Du allein hast wissen können, welcher Art meine Verwundung ist. Ja oder nein? Hast du ihn geschrieben?“

Georg Lefflers Gesicht wurde blutleer. Aus großen, angsterfüllten Augen starrte er den Schwager an. „Wie kommst du zu dem Brief?“ stotterte er. Er kam langsam um den Tisch herum.

Leffler wich zurück, stieß ans Telephon. Das fiel klirrend herunter. „Ich wollte das Geld — —“

Paul hatte ihn am Rockkragen, schüttelte ihn. „Das ist der Dank! Und deine Schwester — an die hast du nicht gedacht?“

Die Tür zum Nebenzimmer wurde aufgerissen. Eine kleine Frauengestalt flog herein, warf sich auf Paul, riß ihn zurück . . . Magda. Ihr Puppengesicht verzerrt — kein Engelsköpfchen mehr; der Kopf einer Megäre. „Ich — ich habe diese Briefe geschrieben! Und ich werde dafür sorgen, daß du dorthin kommst, wohin du gehörst!“

Paul trat von Leffler zurück. „Also doch du!“ sagte er. „Dein Mann hat sich opfern wollen für dich —! Ist das der Dank?“

„Der Dank wofür? Daß du mich zum Narren gehalten hast? Daß du mich zwangst, einen Mann zu heiraten . . .“ Sie brach zusammen. Ihr Schreien wurde zu gellendem Kreischen.

Sie schlug mit den Fäusten nach ihm. „Ich hasse dich!“ schrie sie dabei zu Paul hinüber. „Ich hasse dich! Dich und deine Frau!“

Paul erinnerte sich an das Wort Lillys: ‚In der Frau steckt etwas —.‘ Entsetzt starrte er in den Abgrund einer Seele. Er suchte nach einem Wort des Abgangs. Fand nichts als eine kleine Stichelei. „Auf

jeden Fall bekommst du die hunderttausend Mark nicht! Thann hat die Perlen gehabt und sie, bevor er starb, der Polizei zurückgegeben. Das wollte ich dir sagen. Alles andere kann dein Mann mit dir abmachen!"

„Das Geld?" schrie sie. „Ich brauche es nicht! Dich wollte ich umbringen, dich —! Dein Zuckertäubchen — dein Weib!"

XVIII.

„An Bord der ‚Kap Arkona', 12. Dezember.

Sehr geehrter Herr Kommissar!

Inliegend finden Sie alle Vollmachten, auf Grund deren Sie bei meiner Bank in Berlin die Summe von 4 468 000 Mark erheben können, die ich dort aus dem Erlös des Nachlasses Robert Thanns eingezahlt habe. Ich übergebe Ihnen diesen Betrag zu treuen Händen, um damit das Unrecht wiedergutzumachen, das durch den ‚Voleur Phantôme' in der Welt begangen wurde.

Ich kehre nicht mehr nach Berlin zurück. Ich habe mein Geschäft verkauft, was Sie ja wohl bald erfahren werden, und befinde mich mit meiner ganzen Familie — meiner Frau, meiner Mutter und meinem Kind — auf dem Wege zu einer neuen Heimat.

Wenn Sie diesen Brief erhalten, sind wir schon längst südlich des Aequators, fern von all dem Unheil der letzten Wochen. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu danken. Weitere Worte brauchen wohl zwischen uns nicht gesprochen zu werden.

Immer der Ihrige

Paul Warberg."

Fechner zeigte ordnungsgemäß diesen Brief seinem Vorgesetzten. „Bei dieser Summe von viereinhalb Millionen ist bestimmt sein eigenes Geld dabei. Soviel ich in Erfahrung gebracht habe, besaß Thann nur so etwa an achtzig-, fünfundachtzigtausend englische Pfund."

„Also ist er selber der Mann —?"

Fechner zuckte die Achseln. „Möglich!"

„Das hätten Sie ja feststellen können! Sie hätten ihn ja bloß zu zwingen brauchen, Ihnen seine Wunde zu zeigen!"

„Ja — daran habe ich nie gedacht . . ."

„Fechner —!" sagte er lächelnd und hob in scherzhaftem Drohen den Finger.

„Was wollen Sie? Irgendwo fängt doch auch bei uns der Mensch an — nicht wahr?"

Ende.

Kleingeld

Humoreske von Peter Cramer

An Lohntagen haben die Kassierer der großen Werke meistens kein Kleingeld, so daß oft noch im letzten Augenblick Boten oder Lehrlinge ausgeschickt werden müssen.

Die Vido A.-G. brauchte vor einer Lohnzahlung Kleingeld. Der Kassierer klingelte nach einem Boten, und nach wenigen Augenblicken meldete sich Fritz, ein neu eingestellter Laufjunge. Fritz war sehr aufgeregt, bisher hatte man ihn nur im Werk selbst beschäftigt, jetzt sollte ihm offenbar zum ersten Male eine verantwortliche Tätigkeit übertragen werden.

Der Kassierer, stark in Anspruch genommen, reichte ihm einen Fünfzigmarkschein.

„Für 50 Mark Zehnpfennigstücke. Aber beeilen."

„Für 50 Mark Zehnpfennigstücke?" Fritz wurde puterrot vor Erregung. „Für 50 Mark?" wiederholte er ungläubig.

„Ja, für 50 Mark. Kannst du nicht hören! Was stehst du hier noch herum? Du könntest schon wieder hier sein."

Fritz fegte davon.

Es dauerte eine viertel, eine halbe Stunde. Fritz kam nicht wieder. Der Kassierer tobte. Er telephonierte bei der benachbarten Bankfiliale an, Fritz war dort nicht erschienen, rief die Sparkasse an, auch da hatte man den Jungen nicht gesehen. Für ihn stand es fest, daß Fritz mit dem Geld durchgebrannt war. Der Hausmeister, dem die Boten unterstehen, wurde von ihm fürchterlich angeschnauzt, wie er ihm einen so unzuverlässigen Jungen für eine Geldbesorgung schicken könne.

Als nach einer Stunde von Fritz noch immer nichts zu sehen war, blieb dem Kassierer nichts anderes übrig, als jemand anders mit einem neuen Fünfzigmarkschein loszuschicken. Dann ließ er sich beim Direktor melden, um über den unangenehmen Fall Bericht zu erstatten. Während er die Sache noch mit dem Chef besprach, der dafür war, abzuwarten und nicht sofort die Polizei auf den Jungen zu hetzen, wie der Kassierer vorschlug, klingelte das Haustelephon im Chefkabinett, und der Hausmeister meldete, Fritz sei soeben eingetroffen.

„Sofort zu mir rauf!" donnerte der Gewaltige.

Nach kurzer Zeit klopfte es zaghaft an die Tür. Der Hausmeister erschien.

„Sie sollen doch nicht kommen, ich will Fritz selbst sprechen."

„Entschuldigen Sie, Herr Direktor, aber Fritz steht draußen und wagt sich nicht zu Ihnen. Er hat eine entsetzliche Dummheit gemacht, es ist einfach fürchterlich."

„Nun reden Sie doch, Mensch. Hat er den 50-Markschein verloren oder was ist sonst los? Regen Sie mich doch nicht noch mehr auf mit Ihrer Geheimnistuerei!"

„Herr Direktor, entschuldigen Sie vielmals, aber ich kann es Ihnen nicht sagen, das muß der Junge selbst tun."

„Fritz," rief er, sich zur Tür wendend. Zaghaft trat der Botenjunge ein, die Feierlichkeit des Direktionszimmers raubte ihm den Rest der Fassung, und er begann laut zu schluchzen. Weiter als drei Schritte wagte er sich nicht vor. Aber hinter ihm schoben sich grinsend zwei weißgekleidete Männer herein, mit mehreren großen Körben bewaffnet, die sie schnaufend mitten im Zimmer niederstellten. Dann öffneten sie die Körbe, und heraus kamen lange Reihen von Kuchen, feinste Zehnpfennigstücke, die einen herrlichen Duft ausströmten.

Der Hausmeister schielte ängstlich zum Chef, der Kassierer sagte nur: „Blöde" und tippte sich an die Stirn. Der Direktor

machte zuerst kein geistreiches Gesicht, dann begann er zu lachen, und diese laute und herzliche Heiterkeit wirkte ansteckend, so daß sogar Fritz schließlich mit dem Weinen aufhörte. Er zog seine Geldtasche heraus und reichte dem Kassierer 10 Mark.

„Ich bin überall herumgelaufen," sagte er schluckend, „aber mehr als für 40 Mark Zehnpfennigstücke konnte ich so schnell nicht auftreiben."

„Fritz, scher' dich raus!" rief der Chef schließlich. „So was Dummes wie dich habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen."

Der Junge eilte erleichtert zur Tür. Er hatte zum mindestens fristlose Entlassung erwartet.

„Halt," donnerte der Direktor plötzlich hinter ihm her und erhob sich von seinem Sessel. „Hier nimm einige von deinen Zehnpfennigstücken mit. Irgend etwas müssen wir mit den Dingern ja anfangen."

Fritz durfte beide Hände aufmachen und sich mit Kuchen beladen.

„Entschuldigen Sie, Herr Direktor," stammelte er völlig verwirrt über die große Güte des gestrengen Chefs, „ich konnte nichts dazu, ich wußte nicht, was der Kassierer — — —"

Der Chef strich ihm über das Haar und schob ihn aus der Tür. „Schon gut, du Schlingel, ich will Gnade für Recht ergehen lassen und nichts weiter aus der Sache machen. Nach Arbeitsschluß kannst du dir die anderen Botenjungen mitbringen und noch einmal einen Arm voll abholen."

Der Kassierer blickte seinen Chef mißbilligend an. Als die Konditorboten und der Hausmeister herausgegangen waren, meinte er vorwurfsvoll:

„So leicht, Herr Direktor, hätte ich es dem Fritz aber doch nicht gemacht. Der Junge denkt womöglich jetzt noch, er hat eine Heldentat vollbracht, und schließlich hat er sich doch einfach *unmöglich* benommen. Ich muß sagen, eine *solche* Dummheit ist mir während meiner mehr als dreißigjährigen Praxis noch nicht vorgekommen."

Der Direktor lächelte.

„Ich will Ihnen mal was sagen. Fritz hätte sicherlich eher eine tüchtige Ohrfeige verdient als die Kuchen für seine Saudummheit. Aber die Sache erinnert mich an *meine* Jugend, als ich ein kleiner Lehrling in Hamburg war. Da habe ich mir nämlich etwas Aehnliches geleistet, nur kam es nicht ganz so weit. Ich war erst einige Tage beschäftigt und furchtbar schüchtern. Ich hatte von Tuten und Blasen nicht die geringste Ahnung, war von meinen Eltern verzogen worden und mit der Außenwelt kaum in Berührung gekommen. Da wurde ich zu dem ehrwürdigen Seniorchef berufen, einen Freund meines Großvaters.

„Hier hol mal die 100 Pfund," sagte er und reichte mir einen Schein.

Ich verstand ihn nicht. „Hundert Pfund?" wiederholte ich.

„Ja, hundert Pfund," sagte der Chef, „ist das so schwer zu verstehen. Auf den Schein da."

„Du meinst wohl, du mußt eine Karre mitnehmen, um die hundert Pfund zu holen, he!" rief er lachend, indem er mich leicht auf die Backe schlug. „Weißt du denn nicht, was bei uns hundert Pfund sind?"

Ich hatte keine Ahnung und begann ebenso wie der Junge eben zu heulen. Der alte Herr brauchte längere Zeit, um seine unbändige Heiterkeit niederzuringen, dann gebot er mir, einen *Stuhl* zu holen, mich neben ihn zu setzen, und nun mußte ich einen ellenlangen Vortrag über die verschiedenen *Währungen* und die Grundlagen des *Zahlungsverkehrs* über mich ergehen lassen, so daß mir der *Schädel* brummte. Immerhin wußte ich, was der Bankier unter einem Pfund versteht."

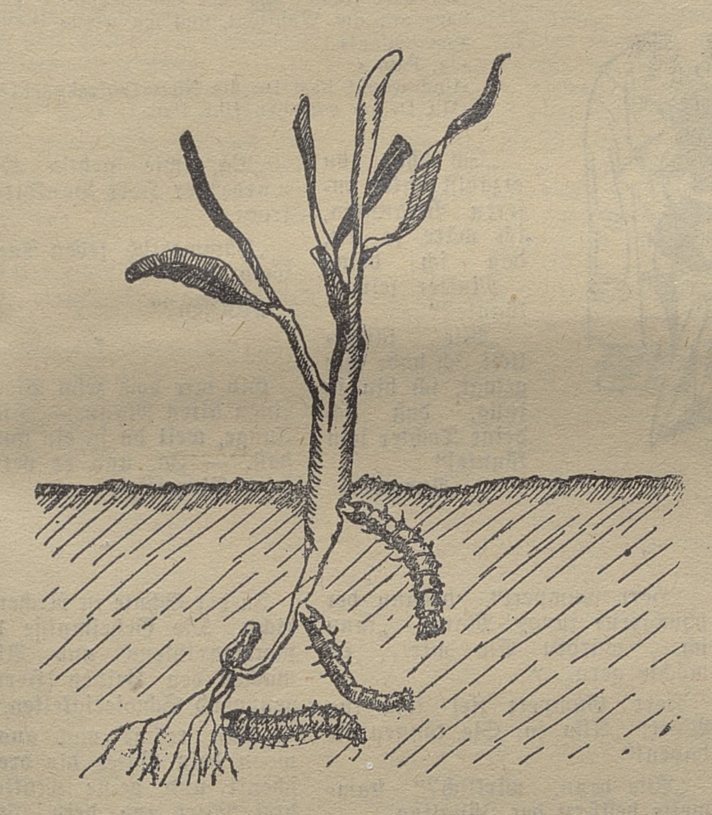
„Sehen Sie, jetzt werden Sie vielleicht verstehen, warum ich dem Jungen eben nichts sagen konnte. Ich fühlte mich in meine eigene Jugend zurückversetzt und dachte daran, wie namenlos unglücklich ich damals war. Außerdem, ist es nicht in gewisser Hinsicht rührend, daß in unserer Zeit, die doch von der Zeit unserer Jugend so *grundverschieden* ist, sich *soviel Einfalt noch bewahrt hat?"*



AUS DER PRAXIS

Kampf dem Drahtwurm!

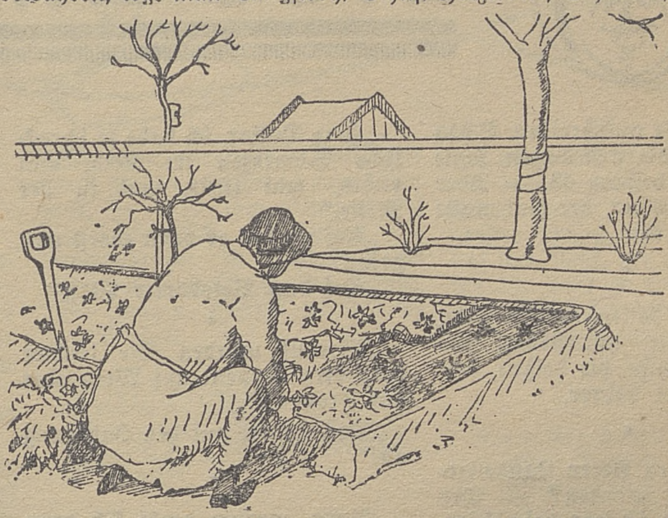
Die durch ihre langgestreckte, drehrunde Körperform und ihre panzerartig feste Haut gekennzeichneten Drahtwürmer sind Larven der Schnellkäfer. Sie machen viel Schaden durch Abnagen der Getreidekeimlinge, der Wiesengräser und durch Benagen und Ausbohren von Kartoffelknollen und Rüben. Im Garten beißen sie besonders die Salatwurzel durch und fressen die Möhren an. Man erkennt ihr Auftreten am Welken und Vergilben beieinanderstehender Getreidekeimlinge und Salatpflanzen, die sich, da die Wurzel durchfressen ist, leicht aus dem Boden ziehen lassen. Gefährdet ist besonders Getreide, das auf ungebrochenem Grünland bestellt wurde. Die Bekämpfung der Drahtwürmer kann unmittelbar erfolgen, indem man Köder aus Kartoffeln oder Möhren in Abständen von zwei Metern und in einer Reihenentfernung von vier bis fünf Metern einige Zentimeter tief in die Erde legt, und in Zwischenräumen von einigen Tagen unter Vernichtung von Larven wieder aufnimmt. Auf frisch umgebrochenes Land kann man auch Junggeflügel treiben, das die Drahtwürmer sammelt. Sehr wirksam sind neben gründlicher Durcharbeitung des Bodens und der Schonung der Maulwürfe das Ausstreuen von starken Kaligaben oder Kalk; auch schwefelsaures Kalium und Chlorkalium vertreibt die Drahtwürmer ebenso wie Kainit und 40er Kalidüngesalz. Kainit treibt die Larven infolge seiner Aetzwirkung in die Tiefe. Er wird in starken Gaben (4 bis 6 Doppelzentner je Hektar), am besten in gemahlener Form (Staubkainit) gegeben und auf guten Böden zugunsten der Düngerwirkung nach Möglichkeit im Herbst untergebracht. Auf leichten Böden



kann Kainit auch im Frühjahr einige Wochen vor der Saat gereicht werden. Getreide und Zuckerrüben vertragen diesen Dünger in geringerer Menge (ein- bis zweimal bis drei Doppelzentner je Hektar) selbst noch bei Sichtbarwerden des Drahtwurmschadens. Er wird dann mit dem Reihendüngerstreuer gegeben und anschließend untergeharkt. Die Aetzwirkung kann bei Ausbleiben von Regen durch künstliches Bewässern (Gießen, Hederichspritze), beschleunigt werden. Kali 40prozentig steht dem Kainit in der Wirkung auf den Drahtwurm kaum nach und kann ihn daher auf schweren Böden zur Vermeidung von Verkrustung ersetzen.

Dungdecke für Erdbeeren

Eine der wichtigsten Maßnahmen in der Erdbeerkultur ist das Aufbringen einer Decke gut verrotteten Düngers. Sie wird dreimal im Jahre erneuert: im Frühjahr, nach der Ernte und im Herbst. Der niedergehende Regen laugt sie allmählich aus und führt den Wurzeln ständig Nährstoffe zu. Der Boden bleibt ständig feucht und frisch, der kahle Stamm alter Erdbeerbüsche wird geschützt gegen Trockenheit und Frost. Natürlich müssen die Blätter frei bleiben vom Dünger, sonst würden sie faulen. Die Düngerdecke hält auch das Unkraut nieder. Um die Früchte vor dem Verschmutzen zu bewahren, legt man Langstroh, Schilf, Holzwolle, Scherben,



Schieferstücke oder dergleichen unter. Die Dungdecke kann durch Torfmull ersetzt werden. Es ist auch zweckmäßig, die Erdbeerbeete, wie alle Beete, mit einem erhöhten Rand zu versehen, damit bei durchdringendem Gießen das Wasser auf dem Beet bleibt und nicht in die Wege läuft.

Von Junggänsen und -enten

Die jungen Gänse und Enten sind derbe und sehr schnell selbständig werdende Tierchen, welche sich bald nach ihrem Ausschlüpfen auf dem Wasser am wohlsten fühlen und sich wenig um unsere Fürsorge kümmern, die wir ihnen trotzdem morgens und abends zuteil werden lassen. Je größere Wasserflächen (am besten See, Teiche, Tümpel) zu Gebote stehen, desto besser. Man kann wohl auch Wassergeflügel aufziehen, indem man ihnen einen Wassertrog usw. hinstellt, sie in einen Graben läßt, aber es gedeiht doch nicht so, wie bei größeren Wasserflächen. Ein anderer Vorteil bei der Aufzucht besteht darin, daß das Wassergeflügel, in erster Linie die Gänse, meist von grüner, pflanzlicher Nahrung leben und auf Körnerfutter weniger angewiesen sind, wenn wir bei der späteren Mast auch Körner geben müssen.

Die Gans fängt schon im Winter einen Tag um den anderen zu legen an und legt ca. 12 Eier, die sie dann ausbrüten will. Nimmt man die Eier aber fort, so legt sie weiter bis 40 Stück. Die Brutzeit dauert 28 bis 30 Tage. Die ausgekrochenen Jungen müssen während der ersten zwei Tage an einem warmen Orte gehalten und vor Regen geschützt werden. Ihr erstes Futter sei gehacktes Ei mit allerhand Grünzeug, Hackfrüchten, Quark, Weizenkleie usw. gemengt, späterhin auch dicke Milch, Hafer, Erbsen, Mais. Am billigsten ernähren sich die Gänse auf der Weide. Als Mastfutter dienen Hackfrüchte, Hafer, Gerste, Mais. Junge Gänse sollen im ersten Jahre nicht gerupft werden, ältere kann man während des Sommers zweimal rupfen. Die beliebtesten Gänsearten sind die pommerschen Gänse, welche ausgemästet oft über 12 Kilogramm wiegen.

Oft, sobald die kleinen Enten aus dem Ei gekrochen, und besonders dann, wenn es dann noch feucht und kalt ist, im März oder April, befinden sich die Tierchen in einer Art von Betäubung und sind unfähig, Nahrung zu sich zu nehmen. Da es nur sehr schwer ist, sie künstlich zu erwärmen, kommen sie bald vor Frost, Ermattung und Krämpfen um. Ein ebenso außerordentlich gutes, wie einfaches Mittel hiergegen ist, daß man den kleinen Enten, sobald sie nur aus dem Ei gekrochen sind, ein rundes Pfefferkorn eingibt. Von hundert jungen Enten stirbt kaum eine.

Merkworte

Neu gepflanzte Buschrosen werden angehäufelt und Hochstämme niedergebogen und mit Erde abgedeckt oder mit Moos eingebunden, um die Rinde vor dem Eintrocknen zu schützen, solange die beim Umpflanzen verlorengegangenen Wurzeln noch nicht nachgewachsen sind.

Die schwachen Bienenvölker werden mit anderen vereinigt; die Bienen des Schwächlings werden vorher mit warmer Honiglösung übersprüht, um ihren fremden Stockgeruch zu überdecken.

Die Brutnester der scheuen Enten müssen im Halbdunkel angelegt werden.

FÜR DIE PRAXIS



Lies und Lach'!



Ich muß Sie aufschreiben. Schon als Sie um die Ecke bogen, sagte ich mir: mindestens 45. — Aber Herr Wachtmeister, der Hut macht mich bloß so alt.

*

Hunde, die bellen, beißen nicht, wie heißt die Umkehrung des Satzes? — Flöhe, die beißen, bellen nicht, Herr Lehrer.

*

Kann ich den Herrn Landwirtschaftsminister sprechen? — Der Herr Minister ist sehr beschäftigt, ist es denn so dringend? — Ja, ich habe auf dem Balkon Radieschen gesät, und die kommen gar nicht.

*

„Herr Doktor, ich habe so schreckliche Schmerzen im Leib, mal rechts, mal links, mal in der Mitte."

„Na, wo hat es denn zuerst weh getan?"

„Auf dem Potsdamer Platz."

*

„Worauf würden Sie leichter verzichten können: auf Wein oder auf Frauen?"

„Das kommt auf den Jahrgang an!"

*

„Papa, warum dreht sich denn die Erde immerfort?"

„Du verdammter Bengel, bist du schon wieder an die Portweinflasche gegangen?"

*

„Wie alt bist du jetzt?" fragt Onkel Alfred.

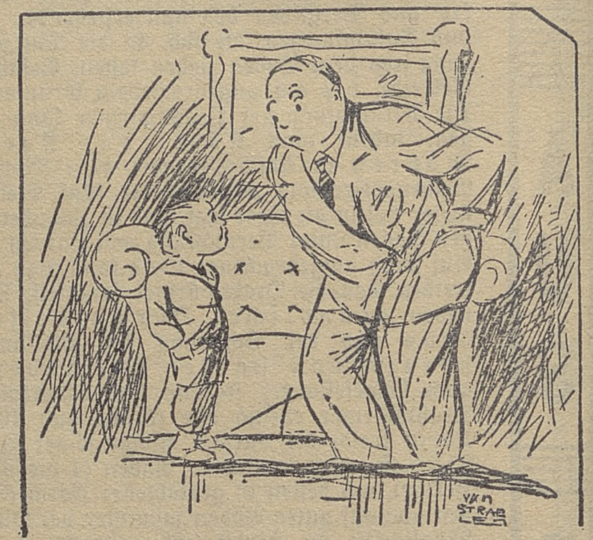
„Elf Jahre!" sagt Anneliese.

„Donnerwetter", wundert sich Onkel Alfred, „so alt schon? Ich hätte dich für viel, viel jünger gehalten!"

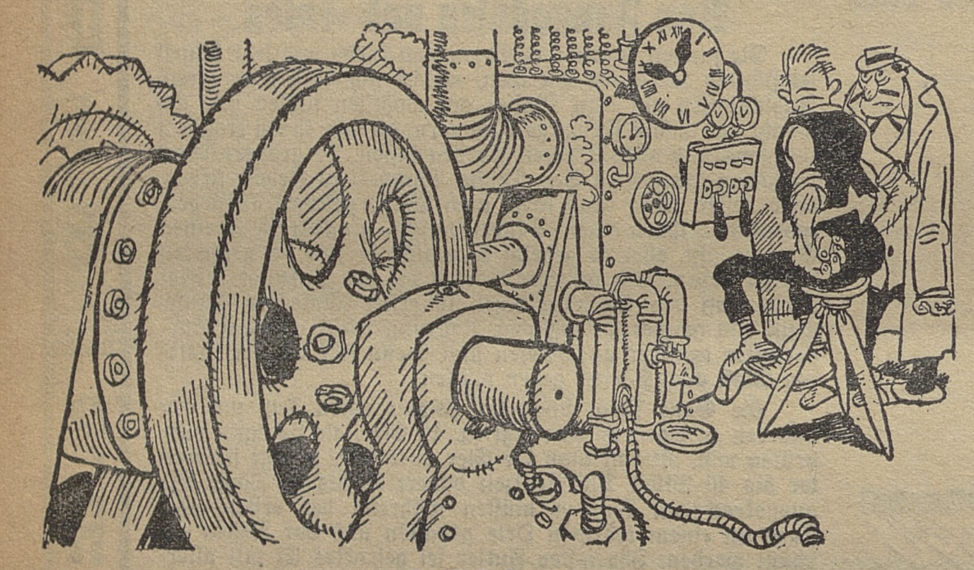
„Mutti!" ruft die Anneliese und läuft zur Tür, „Onkel Alfred macht mir fortwährend Komplimente!"

(Schweizer Ill.)

*



»Du hast Nüsse aus der Speisekammer geklaut? Sage mir die Wahrheit, und ich werde Dich nicht ausschelten!«
»Ja, Papa.«
»Und womit hast Du die Nüsse aufgeknackt?«
»Mit Deiner goldenen Uhr, Papa ...«



Der Erfinder
»Ist das eine neue Dynamomaschine, die Sie da erfunden haben?«
»Nein, das ist eine Uhr mit Gasbetrieb.«

„Ich höre, du erzählst unter unseren Bekannten, ich wäre so alt, daß ich deine Mutter sein könnte?"

„Wie lächerlich! Ich habe nur gesagt, ich bin so jung, daß ich deine Tochter sein könnte!"

(Answers)

„Na, wie geht's Geschäft?" wurde der Herr Bankdirektor gefragt.

„Jämmerlich, jeden Tag setze ich Geld zu."

„Wessen?"

*

Gib mir doch zehn Pfennig für einen alten Mann. — Hier, mein Junge, weil du so ein gutes Herz hast. — Ja, und er verkauft so feine Eiswaffeln.

*

Der Winter war diesmal recht hart für mich. — Wieso, Frau Nachbarin? — Immer hin und her zwischen Mann und Ofen, das ist keine Kleinigkeit. Kümmerte ich mich um den einen, ging der andere aus.

*

Der Virtuose betrat das Künstlerzimmer.

Der Saaldiener öffnete weit die Tür.

„Wie ist mein Konzert besucht?" fragte der Virtuose stolz.

Der Diener lächelte:

„Bis jetzt können Sie noch jedem leicht einen Gegenbesuch machen." J. H. R.

*

„Er drang in das brennende Haus ein, um seine Schwiegermutter zu retten!"

„Ich begreife, bei solchen Gelegenheiten verliert man zu leicht den Kopf!" (Tidens Tegn)

*

Franzl sitzt neben seiner Mutter in der Oper. Während der großen Arie der Primadonna fragt er, auf den Kapellmeister deutend:

„Mutti, warum droht denn der Mann immerzu mit dem Stab?"

„Sei still, er droht ja nicht!"

„Aber warum schreit dann die Frau immer so?" flüstert Franzl erregt und zeigt auf die Sängerin.

(Muskete)

*

Ein Mann wartet vor der besetzten Telephonzelle. Und wartet und wartet. Schließlich wird es ihm zu dumm, er reißt die Tür auf und brüllt hinein:

„Was machen Sie denn eigentlich da? Seit drei Viertelstunden haben Sie den Telephonhörer in der Hand und reden keinen Ton."

„Wat dann — wat dann?" schallt es da zurück, „was wollen Se denn, ich unterhalte mich mit meiner Frau!"

*

„Herr Gumpert", begann der schüchterne junge Mann, „kann ich... würden Sie mir... ich möchte gern..."

Herr Gumpert fiel ihm ins Wort: „Also ja, Sie können sie haben!"

„Wie denn, wirklich?" stammelte bestürzt der Jüngling.

„Na ja, meine Tochter, Sie wollen sie doch heiraten?" sagte wohlwollend der Vater.

„Nein, Herr Gumpert, das ist ein Mißverständnis, ich wollte Sie fragen, ob Sie mir zehn Mark borgen können."

Herr Gumpert steht vom Stuhl auf, legt den Kneifer hin und entrüstet sich: „Aber erlauben Sie mal, mein Herr, ich kenne Sie ja kaum!" (Tit-Bits)

*

Lehrer: „Da bist du ja wieder, Mäxchen. Nun, das ist ja erfreulich. Seit wann hast du denn gefehlt?"

Max: „Seit der Regierung Friedrichs des Großen." M. Sch.

*

In der Schule ist Rechen-Unterricht. Die Geheimnisse des Zusammenzählens und Abziehens machen den kleinen Herrschaften genügend Schwierigkeiten.

„Nun rechne mal aus, Emil, wenn dein Vater dir drei Mark schenkt und deine Mutter auch drei Mark und dein Großvater noch mal drei Mark: wieviel hast du dann?"

„Dann habe ich zwölf Mark."

„Da hast du aber gar nicht aufgepaßt, das ist ganz falsch."

„Aber ich habe doch schon drei Mark in meiner Sparbüchse."

*

Ein Gelehrter wurde nachts auf dem Heimweg von einem verkommenen Individuum überfallen.

„Hände hoch! Wenn Sie sich bewegen, sind Sie tot," rief der Bandit.

„Tot, meinen Sie?" lächelte freundlich der alte Herr. „Das widerspricht ja aller Vernunft. Wenn ich mich bewege, so ist das ein Zeichen, daß ich lebe."

*

Von Frauen – für Frauen

Der Chef und seine Sekretärin

Chef und Sekretärin, zwei Menschen, die die besten Jahre ihres Lebens, die Jahre des Schaffens, des Verdienens, des Ringens um den Erfolg im Wettbewerb mit der Konkurrenz, zusammenarbeiten, stehen sich hier gegenüber. Es ist noch nicht viel von ihnen geschrieben worden, fast nichts. Lohnte es nicht der Mühe? Herr und Diener, Hausfrau und Köchin, ja, das sind Themen, die unerschöpflich sind, die schon durch den sozialen Unterschied, die unterschiedliche Abstammung, Entwicklung, Lebensanschauung zum Vergleiche reizen. Aber Chef und Sekretärin! Ein kühnes Unterfangen, von Beiden im engen Zusammenhang zu sprechen.

Der Chef, der Allgewaltige, der Herrscher über die arbeitenden Massen, man sieht ihn vor sich; groß, stattlich, mit furchterregendem Blick, sein Erscheinen ruft ein Gefühl des Bangens und Erschreckens hervor.

Die Sekretärin schüchtern, bescheiden, voller Angst, ihn mißzuverstehen. Dieser Tyrann hält sich die Sekretärin nur zum Briefeschreiben. Die Zeit des Diktates benutzt er, um, mit der dicken Zigarre im Mund, seine Fingernägel zu reinigen oder wie ein wildes Tier im Käfig auf- und abzulaufen. Er ist, wie viele, zum Diktieren nicht befähigt. Er wiederholt sich dauernd, verbessert, läßt wieder ausstreichen, beginnt von neuem mit dem Diktat. Er kann von seiner Sekretärin nicht erwarten, daß sie die Briefe mit großer Sympathie aufnimmt und sie einwandfrei überträgt. Es ist ein Martyrium für das junge Mädchen, solche Diktate über sich ergehen zu lassen. Sie muß mit der größten Anstrengung die Worte, die, durch das Hin- und Herrennen im Zimmer, durch die Zigarre im Mund, nur undeutlich herauskommen, aufnehmen und, wenn sie nicht fortgesetzt durch Fragen unterbrechen will, die Briefe mehr erraten. Beim Abliefern der Post ergeben sich dann die üblichen Szenen: „Im Leben habe ich das nicht diktiert. Das ist ein Blödsinn, was Sie da geschrieben haben!" Die Briefe müssen am Abend umgeschrieben werden. Das junge Mädchen tut es mit Unlust, sie kommt verspätet weg und hat ein Grauen vor dem nächsten Tag, an dem sich das gleiche Spiel: Diktat mit Fingernägelreinigen, Kilometerrennen durch den Raum, Vorlesen, Ausstreichen, von neuem beginnen, wiederholt. Die Sekretärin wird eingeschüchtert sie verliert das Zutrauen zu ihrem Können. Sie kann nichts Rechtes leisten, kann den Chef nicht entlasten, kann ihm keine Hilfe sein...

Diese Beiden gehören aber dem vorigen Jahrzehnt an.

Chef und Sekretärin von heute sind anders geartet. Der Chef von heute hat keine vor Respekt schlotternden Angestellten. Er hat Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, mit denen er in voller Harmonie zusammenarbeitet. Er schafft sich den Respekt durch seine Ueberlegenheit, seine umfassende Bildung, Intelligenz, Klugheit. Mit seiner ruhigen Energie erreicht er viel mehr als Poltern, Anschreien und Antreiben zur Arbeit. Natürlich kommt es auf den Betrieb an. Es ist hier von dem geistigen Zentrum, von dem aus der größte wie auch der kleinste Betrieb geleitet wird, die Rede. Der ideale Chef wird auch stets eine ideale Sekretärin haben. Er ist ganz Kavalier und bewegt sich im Büro genau so wie in seinem eleganten Heim, wie in der Gesellschaft. Er behandelt seine Sekretärin wie seinesgleichen. Sie ist ihm sein guter Bürokamerad, teilt sie doch mit ihm die größte Zeit seines Lebens. Er liest mit ihr die Post zusammen, er bespricht alles mit ihr, disponiert mit ihr zusammen die Tageseinteilung, diktiert ihr die Briefe, veranlaßt Besprechungen, Telephongespräche, Bestellungen usw. und widmet sich dann seinem Betrieb. Die Sekretärin führt inzwischen die ihr übertragenen Arbeiten aus, nimmt Telephongespräche entgegen, empfängt Besuche, fertigt unwichtige Zeitschmarotzer ab und dirigiert andere zu den in Frage kommenden Abteilungsleitern. Zu ihrer Charakterisierung diene: Sie ist intelligent, hat eine gute Schulbildung, sie ist vielseitig interessiert, unermüdlich fleißig und immer guter Stimmung. Sie sieht gut aus — ist aber nicht zu hübsch; denn das beunruhigt die Ehegattin des Chefs —, sie ist einfach, aber elegant gekleidet — aber nicht zu elegant; denn das veranlaßt die Kollegen zu zweideutigem Klatsch —. Sie ist das Vorbild an Arbeitseifer, an einwandfreiem Briefschreiben für die Stenotypistinnen. Sie ist die Erste im Kommen und die Letzte im Gehen. Sie sorgt für den Chef, für seine Bequemlichkeit, für sein leibliches Wohl während der langen Arbeitszeit. Sie bringt ihm Erfrischungen, anregenden Kaffee, sie sorgt, daß er rechtzeitig zum Essen geht; sie stellt ihm Blumen auf den Schreibtisch. Eine solche Zusammenarbeit ist nicht nur für Chef und Sekretärin eine Freude. Dem ganzen Betrieb gereicht sie zum Vorteil.

Frau Mode empfiehlt

Wochenend-, Garten- und Arbeitskleider.

bekommen jetzt erhöhte Bedeutung für jede Frau. Das Haus, der Balkon, der Garten und nicht zuletzt Mutter Natur prangen irgendwie in frischen frühlingshaften Farben. Wer möchte da zurückstehen?

Das Gartenkleid darf aus derbem geblümten Nessel sein. Vorn durchgeknöpft, mit zwei großen schräggeschnittenen Taschen auf dem Rock, der glockig geschnitten ist, sieht es reizend aus und man darf sicher sein, keinen Fehlgriff getan zu haben.

*

Das Wochenendkleid muß vor allen Dingen die Eigenschaft des Nichtzerknüllens haben. Regen, Wind und Sonne müssen an ihm abprallen und dürfen keinen Schaden anrichten. Dazu soll es leicht und warm sein. Wie ist das zu bewerkstelligen? Gute, sehr weiche Wolle ist das gegebene Material. Jumper muß an sehr warmen Tagen durch ein Kattunblüschen ersetzt werden. Der Rock wird in Hosenrockform gearbeitet.



Johannes Brahms

zu seinem 100. Geburtstag



»Da saß ich dumpf herum in brachem Leid,
Da hat in mir ein Klang die Augen aufgeschlagen,
Da hörte ich Musik gelinde zu mir sagen:
»Ihr habt nun Traurigkeit«.

Ich habe aus den Tasten aufgewühlt die Melodie,
Im Holze stak mein Gram und schrie,
Dann kamen Tränen, die den Kummer lösten,
Und Brahmsens Namen schluchzt' ich auf in Dank
Und hörte zu mir sprechen den Gesang
Und mich wie eine Mutter trösten«.

So dankt ein Dichter dem großen Meister Johannes Brahms für das Erlebnis und den Trost, der ihm aus dem „Deutschen Requiem" zufloß. Mit ihm weiß sich aber auch die ganze Oeffentlichkeit, die die Tiefe und Wertschwere des Namens und Werkes Brahms' kennt heute einig in dem Dankgefühl an diesen Großen, dessen hundertsten Geburtstag wir am 7. Mai dieses Jahr begehen.

Unserer Wesensart liegt Brahms näher denn irgendeiner der großen Musiker. In Hamburg geboren, ist er so recht der Sohn würzig deutscher Erde. Und wenn man, wie Wagner es so gerne tat, aus dem Familiennamen Rückschlüsse auf die eigene Art ziehen möchte, könnte man gerade, so führt H. Unger aus, bei Brahms recht Bezeichnendes finden. Denn „Brahms" kommt von „Bramst" und bedeutet die Heidepflanze Ginster. Und der Duft der niederdeutschen Heide, ihre stille Melancholie, aber auch die bis ins Mystische sich verlierende Weite des Blickfeldes, die Schwere des Bodens, der neben würzigen Blumen gar stachliges Kraut gedeihen läßt, all das spricht aus dem Namen und ebenso aus dem Wesen dieses Mannes, den man einmal mit seinem Landsmann, Freund und Weggenossen Klaus Groth, dann wieder mit Friedrich Hebbel oder gar mit Heinrich Ibsen verglichen hat, ohne doch damit dem Eigensten seines festumrissenen, nach außen herben und verschlossenen, innerlich aber dennoch fast überzarten Menschentums gerecht geworden zu sein.

Franz Liszt suchte ihn vergebens an Weimar und die „neudeutsche" Richtung zu fesseln, Brahms wurde Lippescher Hofdirigent in Detmold und ging schließlich 1862 in die Stadt Beethovens, nach Wien. Hier hält es ihn dann nach dem Mißlingen seines Planes, in Hamburg Musikleiter zu werden, für immer. Er wird ein angesehener Pianist, Chordirigent erster Wiener Gesellschaften, sein Ruhm als Komponist trägt ihm das Ehrendoktorat der Städte Cambridge und Breslau ein, eine Ehre, zu der es Wagner nie brachte. Dann feierten ihn die Pariser und Berliner Akademie durch die Ehrenmitgliedschaft, Hamburg verleiht ihm das Ehrenbürgerrecht, der preußische »Pour le Mérite« wird ihm zugesprochen. Was er anfaßt, gelingt ihm. Er ist ein reicher, angesehener und durchweg anerkannter Großer seiner Zeit.

Anders wurde es nach seinem Hinscheiden am 3. April 1897, nachdem er auf dem Zentralfriedhof in Wien, in der Nähe der Gräber von Gluck, Beethoven, Mozart und Schubert die letzte Ruhestätte gefunden hatte. Während Wagners Werk weltbeherrschend wurde, empfand die musikalische Oeffentlichkeit in Brahms einen inneren Zwiespalt romantischer Gefühle, Schumannscher Herkunft und Bachscher und Beethovenscher Formsprache. Die selbstgewollte Beschränkung auf die strengen Formen der Klassik machte man ihm zum Vorwurf, Nietzsche schimpfte auf die „Melancholie des Unvermögens" in seiner Musik, die er „schwitzende Kunst" nannte. Hugo Wolf kritisierte nicht weniger hart und lachte über die „Stubenlyrik" seiner Lieder. So wurde das Ganze eine „bürgerlich-rein deutsche" Angelegenheit, die gegen Wagners Werk damals unterliegen mußte.

Die heutige Zeit denkt über die Doppelerscheinung Wagner-Brahms anders und gerecht. Notwendig wie die Erscheinung eines Händel-Bach war auch dieses Doppelbildnis in der deutschen Musikgeschichte. Hielt sich der eine mehr zu den Ausdrucksmitteln einer farbig-rhetorischen, dichterisch schwungvollen Auffassung, so beschied sich der andere auf die Tradition der Form, die Innerlichkeit der Empfindung und bereitete so die Wege den Kommenden.

Im treuesten Aufblick zu Bach und Händel, Beethoven, Schubert und Schumann erfüllte er seine Sendung als ein wahrer Priester seiner Kunst, als ein echter deutscher Meister, dessen Werke der Welt immer teuer und ehrwürdig bleiben werden.

Erinnerungen an ihn.

Hans von Bülow war es, der Brahms gewissermaßen entdeckte. Nach der Erstaufführung der vierten Sinfonie von Brahms in der Berliner Philharmonie unter Bülows Leitung kamen zahlreiche Bekannte und Freunde des großen Dirigenten in das Künstlerzimmer. „Kennen Sie die Neunte Sinfonie von Beethoven?" fragte Hans von Bülow. „Nun", fuhr er weiter fort, „dann stelle ich Ihnen den Komponisten der Zehnten vor."



Der Meister am Flügel

*

Brahms war bei einem bekannten rheinischen Weinhändler zu Gast. Der freundliche und aufmerksame Hauswirt entkorkte verständnisvoll lächelnd eine Flasche mit den Worten: „Was der Brahms unter den Komponisten, das ist dieser Jahrgang unter den Weinen."

Brahms lächelte vergnügt und meinte: „Ach, dann geben Sie uns doch eine Flasche vom alten Bach!"

Was in der Welt geschah

Todessturz vom Wunderfelsen

Mit einer sonderbaren Schadenersatzklage hatte sich ein irisches Gericht zu befassen. Ein neunzehnjähriger junger Mann Namens James Burke pilgerte vor einiger Zeit zu dem berühmten Felsen von Blarney. Diesem Felsen schreiben abergläubische Leute übersinnliche Kräfte zu. Wer den Stein küßt, kann ein glänzender Redner werden, und eine große Karriere steht ihm bevor. Burke, der ein wenig stotterte, faßte daher den Entschluß, seinem Leiden auf diese Weise abzuhelfen. Nun setzt aber das Küssen der fraglichen Stelle im Felsen eine gewisse Geschicklichkeit voraus. Die Felswand ist ziemlich steil und man muß sich recht weit vom Rande des Felsens vorbeugen, um den Stein küssen zu können. In der Regel wird dies von den Leuten so durchgeführt, daß man sich von anderen bei den Füßen halten läßt. Burke nahm sich jedoch keinen Begleiter und stürzte im kritischen Augenblick in die Tiefe, wo er den Tod fand.

Nun strengte die Familie des Verstorbenen gegen den Eigentümer des Grundes, Sir George Colthurst, eine Schadenersatzklage an. Die Kläger behaupteten, daß der Eigentümer durch Anbringung einer Warnungstafel die Leute von der Gefährlichkeit des Wunderfelsens hätte unterrichten müssen. Das Gericht war jedoch der Ansicht, daß der Eigentümer für die lebensgefährlichen Versuche eines abergläubischen jungen Mannes keineswegs haften müsse und wies die Klage ab.

•

Waldbrand durch Granatenentzündung

Bei Manövern auf dem Gelände von Elsenborn (Belgien), dem früheren deutschen Truppenübungsplatz, entzündeten sich mehrere Granaten und setzten den in der Nähe gelegenen Wald in Brand. Obwohl sofort Militär hinzugezogen wurde, um des Brandes Herr zu werden, griff das Feuer mit rasender Geschwindigkeit um sich. Tausende Morgen von Wald wurden ein Raub der Flammen. Riesige Feuergarben stiegen die ganze Nacht hindurch gegen den Himmel. Das Feuer droht die umliegenden Ortschaften zu zerstören. Um sich von der Größe des Brandes einen Begriff zu machen, sei gesagt, daß mehr als 5000 Soldaten Tag und Nacht beschäftigt waren, um den Brand zu löschen.

*

Spanische „Toreras"

Vor 30 bis 40 Jahren gab es in Spanien einige „Toreras", die es beim niedrigen Volk zu großer Popularität gebracht hatten. Später wurde die tätige Teilnahme von Frauen an Stierkämpfen verboten. Neuerdings aber sind wieder einige Mädchen als Toreras in die Arena hinabgestiegen, angeblich nur aus unüberwindlicher sportlicher Begeisterung. Diese Matadoras haben keine großen ausgewachsenen Kampfstiere zu töten, sondern junge Stiere, die aber auch gefährlich zu sein pflegen. Einstweilen dürfen diese Toreras nur in Provinzstädten ihre zweifelhaften Künste zeigen. Die großen Arenas sind ihnen bisher verschlossen geblieben.

*

Frau mit 234 Einbrüchen

In Pivitzheide (Lippe) wurde vor einiger Zeit ein Fräulein Teerlütte wegen Verbreitung von Falschgeld verhaftet. Wie sich jetzt herausgestellt hat, gehörte die Teerlütte zu einer Verbrecherbande, die seinerzeit den Landjäger Tiemann aus Isselhorst bei Bielefeld ermordete. Sie war sogar die geistige Führerin der Gesellschaft und hat insgesamt 234 schwere Einbrüche und Diebstähle in Westfalen und Lippe ausgeheckt und veranlaßt. Mit ihr verhaftet wurde ihr Spießgeselle Otto Heimer. Beide wurden ins Bielefelder Gerichtsgefängnis eingeliefert. Ein großes Lager von gestohlenen Sachen wurde bei der Teerlütte gefunden.

*

Eine sensationelle Entdeckung Professor Biers

Eine der gefürchtetsten und quälendsten Krankheitserscheinungen ist der sogenannte „Brand" (Gangrän), der dann entsteht, wenn ein Körpergewebe durch irgendeine Ursache vom ernährenden Blutstrom dauernd abgeschnitten wird. Die gewöhnliche Ursache ist Zuckerkrankheit, Arterienverkalkung, aber auch akute Verletzungen, wenn z. B. bestimmte Körperteile durch Verwundungen oder Quetschungen nicht genügend durchblutet werden.

Bisher mußte man das brandige Glied operativ entfernen, um die Gefahr einer Blutvergiftung und die entsetzlichen Schmerzen zu bannen. Nun hat Professor Bier, dem die Medizin schon eine Reihe wertvollster Entdeckungen verdankt, ein Verfahren ausgearbeitet, das den Brand ohne Messer beseitigt und den Kranken vor der Amputation schützt. Es handelt sich im Prinzip um ein Saugverfahren. Um das kranke Glied wird eine Absaugevorrichtung gelegt, die Luft solange verdünnt, bis die intensive Saugwirkung eintritt. Schon bei der ersten Behandlung, die etwa eine halbe Stunde lang durchgeführt wird, zeigt sich ein Nachlassen der Schmerzen und im Verlaufe weniger Wochen beginnt die brandige Stelle allmählich einzuschrumpfen; der Infektionsherd wird abgedichtet und die Lebensgefahr einer Blutvergiftung ist damit beseitigt.

Dieses geniale Verfahren von Professor Bier kann aber, und das ist vielleicht u. a. das wesentlichste, vom Patienten selbst durchgeführt werden. Nach der klinischen Behandlung, die etwa acht bis zehn Tage dauern soll, kann man den Patienten der häuslichen Pflege übergeben und nun ist er imstande, mit Hilfe des Bierschen Apparates sich selbst täglich zweimal bis zu zwei Stunden und mehr weiterzubehandeln. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit schwinden die Schmerzen gänzlich, das seelische und Allgemeinbefinden bessert sich auffallend und je nach der Schwere der primären Erkrankung tritt die Heilung nach Wochen oder Monaten ein.

Sich selbst angezündet

Auf eine furchtbare Art und Weise hat ein Hamburger Schrebergärtner sich im Horner Moor das Leben genommen. Dort hat sich der 37jährige Wilhelm Kosahl aus dem Stadtteil Hamm in einem Anfall von Schwermut selbst verbrannt. Nach den Ermittlungen der Polizei hat sich Kosahl in einem Geräteschuppen entkleidet und sich dann mit Teer eingerieben. Dann zündete er das in dem Schuppen stehende Faß Teer an und hat in den Flammen den Tod gefunden.

*

Der „blaue Diamant" verpfändet

Der berühmte „blaue Diamant", der einen Wert von 4 Millionen Mark besitzt und der vor 250 Jahren aus dem Auge einer Buddha-Statue im fernen Osten gestohlen worden ist, von seiner jetzigen amerikanischen Besitzerin Mrs. McLean zur Pfandleihe gebracht worden, um der Familie den Besitz der Zeitung „The Washington Post" zu erhalten.

Der Stein steht in dem Ruf, mit einem Fluch belastet zu sein und hat allen seinen vorhergehenden Besitzern großes Unglück gebracht. Die meisten sind eines gewaltsamen Todes gestorben. Seitdem der Stein sich in dem Besitz der Familie MacLean befindet, ist der älteste Sohn von einem Auto überfahren und getötet worden.

*

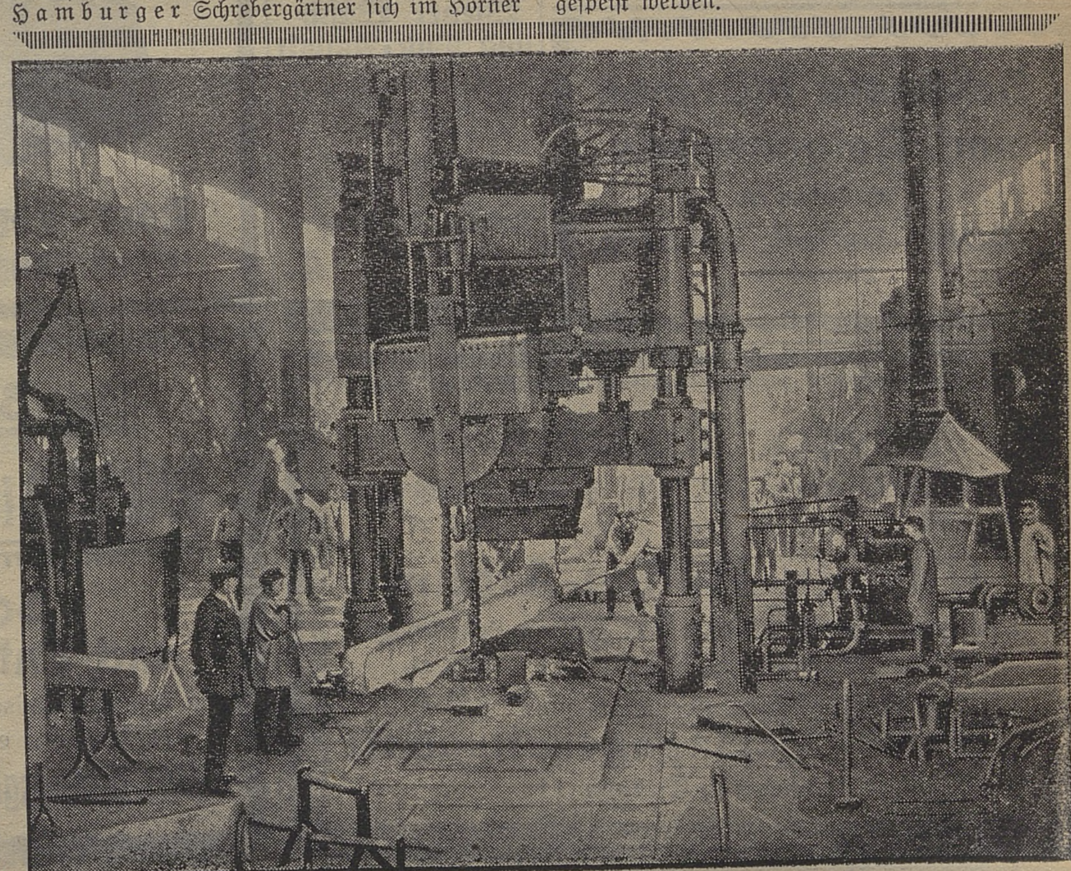
Bär reißt einem Kind die Hand ab

Ein schrecklicher Vorfall trug sich im Berliner Zoo zu. Der 9jährige Herbert Kaspar, dessen Vater im Zoo Zeitungen verkauft, fütterte im Zoo die großen Alaska-Bären. Dabei wurde er von einem der Bären an der rechten Hand erfaßt. Der Bär riß dem Knaben die Hand ab. Ein Zuschauer sprang auf die Hilferufe des Knaben hinzu und befreite den Knaben.

*

Heilquelle mit Typhusbazillen

Vor dem römischen Kassationsgericht findet zurzeit ein Strafprozeß statt, dessen Vorgeschichte allgemeines Entsetzen hervorgerufen hat. Als Angeklagter steht der Hotelbesitzer Torello Cappellini vor Gericht. Er besitzt in dem italienischen Kurort Prachia nicht nur die Fremdenpension „Appennino", sondern ihm gehört auch die Heilquelle „La Fredda", welche den Kurort berühmt gemacht hat und von der sämtliche Trinkpavillone und Heilbäder des Ortes gespeist werden.



Der schwere Dampfhammer in der Gußstahlschmiede der Borsigwerke Berlin-Tegel

Spar- und Darlehnskassenverein, Spółdz. z nieogr. odpowiedz. w Augustdorfie.

Einladung

zu der am 21. Mai 1933 um 14 Uhr in der evang. Schule zu Augustdorf stattfindenden

ordentlichen Vollversammlung

Tagesordnung: 1. Eröffnung und Protokollverlesung, 2. Revisionsbericht, 3. Geschäftsbericht, 4. Genehmigung der Jahresrechnung und Bilanz pro 1932 und Entlastung der Funktionäre, 5. Gewinnverwendung, 6. Neuwahlen, 7. Allfälliges. Der Rechnungsabschluß liegt im Kassenlokale zur Einsichtnahme auf.

J. Rückerich mp. Obmann.

Spar- und Darlehnskassenverein für die Deutschen in Josefsberg und Umgegend, Spółdz. z nieogr. odpowiedz. w Josefsbergu.

Einladung

zu der am 14. Mai 1933 um 14 Uhr in der evang. Schule zu Josefsberg stattfindenden

Vollversammlung

mit nachstehender Tagesordnung: 1. Protokollverlesung, 2. Neuwahl des Vorstandes und Aufsichtsrates, 3. Allfälliges.

Ph. Rückemann mp. Obmannsstellv.

Spar- und Darlehnskassenverein, Spółdz. z nieogr. odpowiedz. w Hartfeldzie.

Einladung

zu der am 28. Mai 1933 um 14 Uhr in der evang. Schule zu Hartfeld stattfindenden

ordentlichen Vollversammlung

Tagesordnung: 1. Eröffnung und Protokollverlesung, 2. Revisionsbericht, 3. Geschäftsbericht, 4. Genehmigung der Jahresrechnung und Bilanz pro 1932 und Entlastung der Funktionäre, 5. Gewinnverwendung, 6. Allfälliges. Der Rechnungsabschluß liegt zur Einsichtnahme der Mitglieder im Kassenlokale auf.

J. Dietrich mp. Obmann.

Sąd okręgowy Wydział I. S. 2.
w Złoczowie dnia 16 sierpnia 1932
Lcz: Firm: 136/32 Nsp. 45.

Wpis zmiany do rejestru spółdzielni.

Wpisano w rejestrze spółdzielni przy firmie: „Spar- und Darlehnskassenverein für die Deutschen in Sapieżanka und Umgebung“ spółdz. z nieogr. odpow. w Sapieżance, że dotychczasowi członkowie zarządu ustąpili, a na ich miejsce wybrani zostali czlonkami zarządu: Adam Schneider, Gustaw Fehler i Jakób Höpting dnia 23 lutego 1932 r.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom“, Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr.odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.